Universität Zürich

39. Jahrgang, Nr. 6, Dezember 2009

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

unijournal

Aus dem Inhalt

Debatte zur Evolution

Können Sozialwissenschaften von der Biologie lernen? Und gibt es eine Evolution der Kultur? Carel van Schaik, Professor für Anthropologie, und Peter Finke, Professor für Ethnologie, diskutieren im unijournal-Duell darüber, was ihre Fächer trennt und verbindet. (Seiten 8 und 9)

Wo der Wandel Prinzip ist

Zwischen vielen Disziplinen verwischen die Grenzen zunehmend. Im Fach Populäre Kulturen wird diese Unsicherheit produktiv genutzt. Die Doktorierenden engagieren sich in einem Peer-Mentoring-Projekt für die Zukunft und den Zusammenhalt ihrer Disziplin. (Seite 10)

Beste Lehre ausgezeichnet

Die Studierenden der Medizinischen Fakultät vergeben erstmals einen eigenen Lehrpreis: den Medical Teacher of the Year Award. Sie drücken damit ihre Wertschätzung für anschauliche, lebendige Lehre aus. Gewinner sind Caroline Maake, Ulrich Schnyder und Rolf Streuli. (Seite 11)

Porträt Paläontologe Ingmar Werneburg ist auch ein Dichter. (Seite 13)

Alumni Die Alumni-Organisation des Historischen Seminars. (Seite 14)

Letzte Wird die Arbeitswelt immer ungerechter? (Seite 16)

Applaus 12, Professuren 12, Veranstaltungen 15

Bild: Frank Brüderli

Promovieren in inspirierendem Umfeld: Katja Katz, Stephanie Felscher und Martin Steger von der Life Science Zurich Graduate School.

Neue Wege zum Doktortitel

Die UZH stärkt die Doktoratsstufe – und schärft damit ihr Profil als Forschungsuniversität. Die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses wird markant verbessert.

Von David Werner

Es gibt Erfreuliches zu vermelden: An der Universität Zürich zu doktorieren wird zwar nicht einfacher, aber deutlich attraktiver.

In der Schweiz besteht Nachholbedarf bei der Förderung des akademischen Nachwuchses. Mit der Reform der Doktoratsstufe, die im laufenden Semester in Kraft getreten ist, macht die UZH nun einen bedeutenden Schritt nach vorn. Doktorierende erhalten eine kontinuierliche und breit abgestützte Betreuung. Sie werden befähigt, rascher in der Wissenschaftsgemeinde Fuss zu fassen.

Es war ein strategischer Entscheid, auf die Erneuerung der Doktoratsstufe besonderes Gewicht zu legen. Rektor Andreas Fischer sieht darin «eine grosse Chance, das Profil der UZH als Forschungsuniversität weiter zu schärfen». Die Schweizer Hochschulrektorenkonferenz CRUS überliess es – anders als bei der Bologna-Reform – im Rahmen einiger weniger Richtlinien den einzelnen Universitäten, die Doktoratsstufe in eigener Verantwortung zu gestalten. Die Freiräume, die sich dadurch ergeben, werden eine Ausdifferenzierung des Angebots in der Schweiz zur Folge haben. Was die UZH anbelangt, so orientiert sie sich vor allem an den Qualitätsgrundsätzen der LERU (League of European Research Universities).

Kernstück der Doktoratsreform sind die sogenannten strukturierten Doktoratsprogramme. Die Vorzüge dieses Modells bestehen unter anderem in der kooperativen Betreuung im Team sowie in guten Vernetzungsmöglichkeiten mit der Spitzenforschung. Die klassische Individualpromotion wird es daneben weiterhin geben.

Brennpunkte der Forschung

Nicht nur für die Doktorierenden, sondern für die ganze Universität sind die strukturierten Doktoratsprogramme ein Mehrwert: Sie sind Brennpunkte der Forschungsaktivität, von denen auch auf die übrigen Lehr- und Forschungsbereiche Impulse ausgehen. Als international sichtbare Aushängeschilder für Institute und Fakultäten entfalten sie darüber hinaus Magnetwirkung auf die klügsten Köpfe.

Natürlich sind strukturierte Doktoratsprogramme keine neue Erfindung. Insbesondere im angelsächsischen Raum haben sie sich bewährt. Auch an der UZH gibt es Beispiele mit schon mehrjähriger Laufzeit. Zu erwähnen ist die zusammen mit der ETH betriebene Life Science Zurich Graduate School, die zu den grössten und erfolgreichsten ihrer Art in Europa gehört. Hier wurde in den letzten Jahren eine mittlerweile dreizehn Programme umfassende Dachstruktur aufgebaut, die es erlaubt, Synergien zu nutzen und viele Kurse und Dienstleistungen anzubieten.

In jüngster Zeit sind an allen Fakultäten Doktoratsprogramme entstanden, mittlerweile gibt es davon über vierzig, weitere sind in Planung. Welche sich davon dauerhaft bewähren, welche Grösse optimal ist, und ob sich mit der Zeit weitere Dachstrukturen wie bei den Life Sciences herausbilden, wird sich weisen. «Wir sind sehr gut unterwegs, müssen aber noch einige Erfahrungen sammeln», sagt Prorektor Otfried Jarren. Die Stiftung Mercator Schweiz hilft dabei. Sie unterstützt die UZH bei der Evaluation von Dachstrukturen für PhD-Programme im Ausland. Jarren hofft, auf diesem Weg Erkenntnisse für die Etablierung leistungsstarker Doktoratsprogramme zu gewinnen.

Die Mittel zur Durchführung der einzelnen Programme werden auf Antrag hin im Rahmen des sogenannten Förderprogramms Bologna II/III vergeben. Den Instituten und Fakultäten obliegt die Programmgestaltung. Uniformität wird nicht angestrebt, und schon heute ist die Vielfalt unter den Doktoratsprogrammen gross. Um einen Eindruck davon zu vermitteln, stellen wir in dieser unijournal-Ausgabe einige davon vor.

Mehr zum Thema lesen Sie auf den Seiten 4–7.

Sie mögen ja nützlich sein, aber so von Herzen sympathisch sind einem Standardisierungen selten. Speziell im Bildungsbereich laufen sie dem Bedürfnis nach Autonomie zuwider. Unmutsbekundungen sind fast schon programmiert. Siehe Harmos und Bologna.

Ob Standardisierungen die Lehr- und Lernqualität fördern, ist eine andere Frage. Ihr ging die Pädagogik-Professorin **Katharina Maag Merki** in ihrer Antrittsvorlesung nach – am Beispiel des unlängst in deutschen Bundesländern eingeführten Zentralabiturs. Beim Zentralabitur haben alle Schülerinnen und Schüler eines Landes zeitgleich dieselben Aufgaben zu lösen. Die Idee dahinter: nicht die Lehrer selbst sollen ihren Unterrichtserfolg überprüfen, sondern externe Fachinstanzen. Damit werden schulische Leistungen landesweit besser vergleichbar. Das hat Rückwirkungen auf den Unterricht. Eine leichte Qualitätssteigerung sei bereits messbar, berichtete Maag Merki.

Politisch mindestens so umstritten wie die Standardisierung der Bildung sind Regulierungen in der Wirtschaft. Zum Beispiel staatlich festgesetzte Preisobergrenzen. Diese sollen eigentlich verhindern, dass Monopolisten ihre Marktmacht missbrauchen. Künstlich tiefe Preise garantierten eine hohe Produktion – so die Theorie. Das Gegenteil des erwünschten Effekts trat 2001 auf dem kalifornischen Strommarkt ein. Wie konnte das passieren? Ökonom **Karl Schmedders** erklärte es in seiner fulminanten Antrittsvorlesung: Die Energiefirmen wollten auch nach der Regulierung Gewinn machen und versuchten, die Wahrscheinlichkeit, dass der Strompreis das festgelegte Oberlimit erreicht, zu maximieren. Dazu fuhren sie die Produktion in den Keller. Die Folge: Blackout. *David Werner*

Kommende Antrittsvorlesungen siehe S. 15

Auf den Punkt gebracht

« Die zunehmende Zahl vakanter Sitze im Studierendenrat ist besorgniserregend. Die Entwicklung kann nur aufgehalten werden, wenn das universitätspolitische Engagement anerkannt und gewürdigt wird.»

Sylvie Fee Michel, Präsidentin des Studierendenrats, zu den Wahlen in den Studierendenrat im November. (Quelle: UZH News, 16.11.2009)

« Die chinesische Nationalitäten- und Religionspolitik ist eben viel komplexer, als dies hierzulande vielfach in der Presse vermittelt wird.»

Mareile Flitsch, Direktorin des Völkerkundemuseums, über die Neuedition des tibetisch-buddhistischen Kanons, herausgegeben von einem in der Volksrepublik China staatlich geförderten Forschungszentrum. (Siehe «Uniding» auf dieser Seite; Quelle: UZH News, 4.11.2009)

« Die Schweizer Filmförderung und das Schweizer Fernsehen versuchen alles auf Zuschauerquoten und Allgemeinverträglichkeit hin zu kanalisieren.»

Margrit Tröhler, Professorin für Filmwissenschaft, in einem Porträt anlässlich des zwanzigjährigen Bestehens des Seminars für Filmwissenschaft der UZH. (Quelle: unimagazin 4/09)

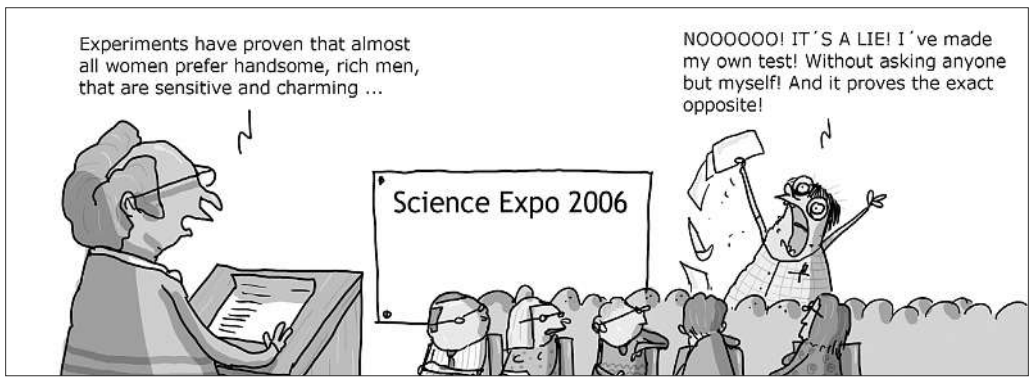
« Wir fordern heute enorm viel von der Arbeit – Selbstverwirklichung, Anerkennung, Herausforderung. Sie kann das immer weniger leisten.»

Beate Schulze, Soziologin und Psychologin an der Medizinischen Fakultät, zur Ursache von Burnout-Syndromen. (Quelle: unimagazin 4/09).

« Sigmar Polke hat die Karten im Spiel Kunst und Kirche buchstäblich neu gemischt und es damit wieder in Gang gebracht.»

Philip Ursprung, Professor für Kunstgeschichte, zu Sigmar Polkes neuen Kirchenfenstern im Grossmünster. (Quelle: unimagazin 4/09)

Wulffmorgenthalers Welt der Wissenschaft



Das Uniding, Folge 22: Kanjur und Tanjur

Der gesamte tibetische Buddhismus in 200 Bänden

Bild: Frank Brüderli

Bücher gibt es an der Universität gewiss nicht wenige. Aber keines wie dieses hier. Denn dieses Buch ist eine Sammlung der Superlative. Es besteht aus 200 dicken Bänden. Jeder davon ist in einen goldenen Umschlag gefasst und auf rotem Grund mit tibetischen Zeichen beschriftet. Die neue Edition von Kanjur und Tanjur umfasst 300 000 Seiten. Sie ist damit die grösste Sammlung kanonischer Texte des tibetischen Buddhismus, die es jemals gegeben hat.

Wer darin blättert, staunt über den eleganten und zugleich befremdlichen kalligrafischen Duktus der tibetischen Typografie. Laien werden damit wenig anfangen können. Für Tibetologen, Indologen und Buddhismusforscher aber ist die monumentale Edition von erheblichem Wert. Denn die Thematik der Textsammlung ist weit gespannt und detailreich: Neben rein religiösen Schriften enthält sie auch Abhandlungen zur Logik, Kunst, Medizin und Lebensklugheit.

Die Sammlung unterteilt sich in zwei Korpusse, den Kanjur (die Worte Buddhas) und den Tanjur (die Kommentare zu Buddhas Worten). 21 Jahre lang arbeiteten hundert Tibetologen – zur Hälfte Tibeter, zur Hälfte Han-Chinesen – am chinesischen Forschungszentrum für Tibetologie in Peking an der Edition. Eine druckfrische Ausgabe ging vor kurzem als Schenkung des Forschungszentrums an das Völkerkundemuseum der UZH. *Sascha Renner*

Neu gruppiert

Im Zeichen einer zeitgemässen Ausrichtung der Biologie werden die bisherigen Institute Molekularbiologie, Zoologie, Umweltwissenschaften und Zoologisches Museum aufgehoben. Die thematisch und methodisch verwandten Bereiche dieser Einheiten werden in zwei neuen, grösseren Instituten zusammengeführt: im Institut für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften sowie im Institut für Molekulare Biologie. Die bisherige Institutseinteilung ist historisch gewachsen und entsprach schon seit längerem nicht mehr der tatsächlichen Aufgabenteilung und der thematischen Ausrichtung der Institute. Mit der Neugruppierung wird der Entwicklung der Biologie hin zu einer vielseitigen Wissenschaft Rechnung getragen. Die Bündelung der Kompetenzen in zwei attraktive Zentren schafft zudem die Voraussetzung, um auf die aktuellen interdisziplinären Herausforderungen (etwa globale Umweltveränderungen und Biodiversität) angemessen reagieren zu können.

Frisch gewählt

Die Studierenden haben ihre Vertreterinnen und Vertreter im Studierendenrat der UZH (StuRa) im November neu gewählt. Die Wahlbeteiligung ist gegenüber dem letzten Jahr leicht gestiegen, dennoch bleibt das politische Engagement bescheiden: Doppelt so viele Sitze wie im letzten Jahr bleiben unbesetzt. Mit «Move» (1 Sitz), «Geo» (1 Sitz), «Polito» (5 Sitze) und «Die Gutmenschen» (3 Sitze) konnten vier neue Gruppierungen in den Rat einziehen. Sitzverluste gab es hauptsächlich bei den grossen Fraktionen «die.Fachvereine.ch» (-4), «kriPo» (-6) und «Skalp» (-4), was jedoch auch auf weniger Kandidierende zurückzuführen ist.

Ein erstes Mal trifft sich der neue Studierendenrat am 9. Dezember 2009 zu einer Sitzung. Er tagt in der Regel dreimal pro Semester, die Sitzungen sind öffentlich.

Exzellent bewertet

Die neueste Erhebung des «CHE-ExcellenceRankings» ergab, dass die Universität Zürich in allen drei untersuchten Fächern – nämlich Psychologie, Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre – unter den europäischen Hochschulen zur sogenannten «Excellence-Gruppe» gehört. Hierbei zeichnet sie sich in der Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft durch eine hohe Anzahl an Zitationen und durch ihre Studierendenmobilität aus; in der Volkswirtschaftslehre wurde zusätzlich die grosse Mobilität der Lehrenden positiv beurteilt. In der Psychologie erreicht die UZH die Excellence-Gruppe aufgrund der Menge an Publikationen und der Studierendenmobilität.

Es handelt sich um die zweite Erhebung des deutschen Centrums für Hochschulentwicklung (CHE). In einem ersten Durchgang im Jahr 2007 hatte sich das Ranking auf die naturwissenschaftlichen Fächer und die Mathematik konzentriert.

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 6, 30. Nov. 2009 • Hrsg. von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion unijournal. Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijournal@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Leiter Publishing: Roland Gysin • Layout: Frank Brüderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: NZZ Fretz, Zürich • Auflage: 10 500 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Wille-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 044 925 50 60, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal.html

Vortragen mit Stoppuhr

Ein wissenschaftliches Projekt in sechzig Sekunden erklären, verständlich und übersichtlich – ist das überhaupt möglich? Doktorierende der Life Science Graduate School bewiesen es.

Regierungsratspräsidentin Regine Aeppli bewertet die Vorträge.

Atlant Bieri überreicht dem Gewinner Pascal Songhet (r.) die Siegerurkunde.

Bilder: Marita Fuchs

Doktorandin Adrienne Weiss erklärt das Geheimnis der Muttermilch.

Von Marita Fuchs

Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu fördern: Atlant Bieri. Seit drei Semestern gibt der Umweltwissenschaftler und Wissenschaftsjournalist Kurse für Wissenschaftskommunikation an der Life Science Zurich Graduate School. Bei einer Wettbewerbsveranstaltung im November stellte er unter Beweis, was die Teilnehmer in seinen Kursen lernen.

Hochkarätige Jury

Die Absolventinnen und Absolventen des diesjährigen Kurses mussten vor einer hochkarätigen Jury bestehen: Neben Regierungsratspräsidentin Regine Aeppli beurteilten Kathrin Meier-Rust, Wissenschaftsjournalistin bei der NZZ am Sonntag, und Dominique Zygmont, Public Affairs Manager bei Syngenta International, die Vorträge der Doktorierenden. Kritische wissenschaftliche Fragen zu den Projekten stellte Michael Hengartner, Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Er war als Ehrengast eingeladen worden.

In nur einer Minute hatten die fünf jungen Forscherinnen und Forscher ihr Projekt vorzustellen. Zuvor wurde ihnen eine Stunde Zeit gegeben, ein wissenschaftliches Poster zu kreieren, das sie in ihrem Kurzvortrag erläutern sollten. Beurteilt wurden die Verständlichkeit, die Präsentationsweise und die Struktur der Vorträge.

Kommunikator des Tages

Den «Science Communicator of the Day Award» erhielt Pascal Songhet, Doktorand der Mikrobiologie in der Gruppe Wolf-Dietrich Hardt von der ETHZ. Er erklärte, wie Salmonellen den Körper infizieren. In seiner Dissertation arbeitet er mit Mausmodellen, um herauszufinden, mit welchen Medikamenten man die Salmonellen im Körper am wirksamsten bekämpfen kann. Sein Vortrag dauerte genau 61 Sekunden und war souverän vorgetragen, befand die Jury. Einziger Mangel: Einige Bilder des Posters seien nicht gut erklärt worden.

Die Kandidatin und der Kandidat der Universität Zürich wurden ebenfalls recht hoch eingestuft. Adrienne Weiss vom Physiologischen Institut möchte in ihrer Arbeit das Geheimnis der Muttermilch enträtseln, um Müttern, die nicht selber stillen können, einen adäquaten Ersatz zu bieten. Von Regierungsrätin Aeppli erhielt Adrienne Weiss die volle Punktzahl. Ihr Nachteil: Sie hatte mit etwa siebzig Sekunden ihre Redezeit überzogen.

Damir Perisa vom Institut für Klinische Chemie am Universitätsspital Zürich erklärte sein Forschungsprojekt zu Arterienverkalkung und zu den Gefahren von Übergewicht und Bewegungsmangel. Er hatte einen guten Postertitel gewählt, «Traffic jam in your arteries». Die Jury bemängelte jedoch, dass er bei der Präsentation zu sehr dem Poster zugewandt war und den Augenkontakt zum Publikum nicht suchte.

Warum sollen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihr Projekt in sechzig Sekunden präsentieren? «Forschende müssen sich heute erklären können», sagt Atlant Bieri. Nicht nur bei Posterpräsentationen, wie sie an wissenschaftlichen Kongressen üblich sind. Auch gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit.

Marita Fuchs ist Redaktorin von UZH News.

Neuer Weiterbildungsstudiengang «Universitäre Didaktik»

Universitäre Lehre unter der Lupe

Was bedeutet eigentlich forschungsorientiertes Lehren? Welche Probleme stellen sich bei der Leistungsmessung? Was macht gute Lehre aus, wie haben sich die Qualitätskriterien in den letzten Jahrzehnten verändert, und was hat dies alles mit dem Wandel des institutionellen Selbstverständnisses der Universität zu tun?

Fragen wie diesen widmet sich ein Weiterbildungsstudiengang mit dem Titel «Universitäre Didaktik», der im kommenden Jahr erstmals durchgeführt werden wird.

Üblicherweise unterstützen hochschuldidaktische Kurse Dozierende in praktischen Fragen der universitären Lehre. Der neue Studiengang, der vom Institut für Gymnasial- und Berufspädagogik in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik (AfH) angeboten wird, richtet sich dagegen weniger an Personen, die konkrete Anregungen und Hilfestellungen für den Unterricht brauchen, sondern an Dozierende, Postdocs und Studienprogrammverantwortliche, die sich mit Lehre auf unterschiedlichen Ebenen, so etwa auch als Studiengangsverantwortliche, auseinandersetzen und die gewohnte Lehrpraxis einmal aus wissenschaftlicher Perspektive reflektieren wollen.

Der Aufbau des Studiengangs trägt der Tatsache Rechnung, dass sich heute verschiedene Forschungsrichtungen mit universitärer Lehre beschäftigen, die Hochschuldidaktik selbst aber als eigenständige wissenschaftliche Disziplin bisher kaum etabliert ist. Das spiegelt sich auch in der Zusammensetzung der Expertinnen und Experten wieder, welche die einzelnen Programmteile leiten: Es sind dies unter anderem Angela Brew, Professorin für Erziehungswissenschaft (Sydney), Rudoph Stichweh, Professor für Soziologie (Luzern), Philipp Gonon, Professor für Berufsbildung (UZH) und Kurt Reusser Professor für Pädagogische Psychologie (UZH). Mit Johannes Wildt (TU Dortmund) konnte der einzige Inhaber eines Lehrstuhls für Hochschuldidaktik, den es im deutschsprachigen Raum gibt, gewonnen werden.

«Dieser Weiterbildungsstudiengang wird sehr forschungsnah gestaltet, er versteht sich auch als ein Forum des Austausches aktueller hochschuldidaktischer Erkenntnisse», sagt Peter Tremp, Leiter der AfH. Nicht zuletzt deshalb ist er selbst gespannt darauf.

David Werner, Redaktor unijournal

Weitere Informationen: www.afh.uzh.ch/cas

Mitarbeitendenbeurteilungen

Gute Führung

Die Mitarbeitendenbeurteilung kann von Vorgesetzten sehr unterschiedlich wahrgenommen werden. Oft ist sie eine Alibiübung oder wird gar nicht durchgeführt. Grundsätzlich hat jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter das Recht, beurteilt zu werden und ein Zwischenzeugnis zu verlangen. Dies lässt sich erfahrungsgemäss nur auf der Basis einer regelmässig durchgeführten, realistischen und schriftlich festgelegten Mitarbeitendenbeurteilung erstellen.

Die Personalabteilung der UZH bietet im Frühjahrssemester 2010 neu interne Weiterbildungen zum Thema Grundlagen der Mitarbeitendenbeurteilung an. Diese sind in Zusammenarbeit mit einem externen Spezialisten spezifisch für universitäre Führungskräfte konzipiert. Programmpunkte sind unter anderem: «Wahrnehmen – Interpretieren – Bewerten», «Leistungen anhand eines Fallbeispiels konkret beurteilen», «Praxistraining» und «Klären von Fragen und Erfahrungsaustausch». Das Programm wird in Koordination mit der Fachstelle für Weiterbildung der UZH durchgeführt und findet im Zentrum für Weiterbildung statt.

Maya Stamm, Personalabteilung UZH

Programm und Termine: www.pa.uzh.ch

À propos

Andreas Fischer
Rektor

Is education for sale?

Die vor wenigen Wochen aus Deutschland und Österreich in die Schweiz überschwappende Protestwelle begann in Zürich mit einer Veranstaltung, zu der mit der Schlagzeile «Education is not for sale» aufgerufen wurde. In Verlautbarungen fanden sich auch Forderungen wie «Keine Ökonomisierung der Bildung» oder – deutlicher – «Wir fordern, dass privatwirtschaftliche Interessen keine Macht in der Bildung und öffentlichen Forschung ausüben können.»

Dazu einige Gedanken. Wie ein Blick in den Jahresbericht 2008 der Universität Zürich zeigt, wird ihr Haushalt von insgesamt über einer Milliarde Franken weitgehend aus öffentlichen Mitteln finanziert: Mit Abstand den grössten Anteil, gut die Hälfte, steuert der Kanton Zürich bei, dazu kommen Beiträge des Bundes und der anderen Kantone. Die Universität erhält ausserdem Geld aus Dienstleistungserträgen und via Studiengebühren.

Zu den sogenannten Drittmitteln gehören kompetitiv eingeworbene Beiträge von staatlichen Forschungsförderungsinstitutionen wie dem Schweizerischen Nationalfonds oder dem European Research Council und schliesslich Mittel von Stiftungen, Firmen und Privatpersonen. Bei Letzteren ist es üblich, dass die Spender beziehungsweise Sponsoren sagen können, wofür das Geld eingesetzt werden soll, beispielsweise für ein thematisch definiertes Forschungsprojekt (etwa Krebsforschung) oder für eine Assistenzprofessur (zum Beispiel für Jugendforschung). Professuren werden für ein bestimmtes Gebiet ausgeschrieben, ihre Besetzung ist jedoch ganz Sache der Universität; die Freiheit von Forschung und Lehre ist in jedem Fall gewährleistet.

Nichtöffentliche Mittel, die wie gesagt einen kleinen Teil des gesamten Haushalts ausmachen, sind uns willkommen: Sie dienen der Forschung und der Lehre und kommen damit – direkt und indirekt – den Studierenden zugut. Auch gestiftete Professuren tragen zur Verbesserung der Betreuungsverhältnisse bei.

Bildung und Ausbildung waren und sind in der Schweiz ein öffentliches Gut, zu dem wir Sorge tragen sollten. Dazu gehört, dass wir uns – auch in Zeiten, in denen die öffentliche Hand sparen muss – für eine solide Finanzierung einsetzen.

Die Studierenden zahlen mit ihren Studiengebühren einen sehr bescheidenen Beitrag an die Gesamtkosten (an der Universität Zürich sind es rund zwei Prozent) und bekommen dafür neben einer hochqualifizierten Ausbildung auch die Möglichkeit, kostengünstig zu essen, Sport zu treiben und so weiter.

Studierende sind frei: Mit einer einzigen Ausnahme (Medizin) können sie ihre Studienfächer und ihre Fächerkombinationen wählen, und auch unter dem Zeichen von Bologna gibt es in der Schweiz keine Studienzeitbeschränkung.

«Is education for sale?» Nein, mit Bestimmtheit nicht.

Andreas Fischer, Rektor

Promovieren wird attraktiver

Kernstück der Doktoratsreform an der UZH ist die Einführung strukturierter Doktoratsprogramme. Sie bieten eine intensive Betreuung, sind Ideen-Brutstätten und wirken als Schaufenster der Forschung. Wir stellen vier dieser Programme vor.

Von David Werner

Fragen wir zum Beispiel einmal den Islamwissenschaftler Roman Seidel: Nachdem er sein Promotionsstudium in ganz klassischer Manier begonnen hat, nimmt er nun seit einem knappen Jahr an einem Doktoratsprogramm teil – jenem des Universitären Forschungsschwerpunkts Asien und Europa (siehe Artikel unten). Welchen Gewinn zieht er daraus?

Vorteil Nr. 1: Unterstützendes Umfeld
Für Roman Seidel besteht das grösste Plus in den vielen Ansprech- und Diskussionspartnern, die ihn umgeben. Im Unterschied zur klassischen Individualpromotion begleitet nicht nur der Doktorvater die Entstehung seiner Dissertation, sondern eine Vielzahl an Peers und Forschenden unterschiedlichen Alters und aus unterschiedlichen Fächern. Ziele und Zwischenziele seiner Arbeit werden verbindlich festgelegt, Fortschritte regelmässig überprüft. Seidel bewegt sich also in einem inspirierenden Bezugsraum, erhält Anregungen und Kritik aus verschiedenster Warte, muss sich auch unbequemen Fragen stellen und seine eigene Arbeit aus wechselnder Perspektive erklären und hinterfragen. «Man fühlt sich durch dieses Interesse getragen», sagt Seidel, «spürt, welche Aspekte der Arbeit auf besondere Resonanz stossen und erhält rechtzeitig Warnsignale, wenn man sich zu verrennen droht.»

Vorteil Nr. 2: Veranstaltungsangebot
Die Dissertation als eigenständiger und origineller Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs steht nach wie vor im Mittelpunkt des Doktorats. Ergänzend gehört neu ein curricuraler Teil im Umfang von zwölf bis dreissig ECTS-Punkten dazu. Das von der Bologna-Reform inspirierte ECTS-Punktesystem dient der Transparenz und der individuellen Profilbildung: Besuchte Veranstaltungen – etwa ein Rhetorikkurs oder ein Workshop in Projektmanagement – werden im Transcript of Records aufgeführt.

Roman Seidel war zunächst skeptisch, was die curricularen Anteile des Doktoratsprogramms anbelangte: «Schon wieder Punktesammeln.» Er befürchtete, Zeit und Energie für Dinge aufwenden zu müssen, die nichts mit seiner Forschungsarbeit zu tun haben. Diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Die Doktoratsstufe ist schweizweit ausdrücklich nicht als Studien-, sondern als Forschungs- und Förderstufe definiert. Die angebotenen Veranstaltungen sollen entsprechend nur forschungsrelevante Stoffe vermitteln, das heisst fachliches und methodisches Wissen sowie sogenannte überfachliche Kompetenzen, über die man verfügen muss, um selbstständig wissenschaftliche Projekte aufzugleisen, durchzuführen und zu kommunizieren. «Die Programmgestaltung soll sich möglichst flexibel nach den jeweiligen Bedürfnissen der Doktorierenden richten», sagt Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen. So sollen etwa auch Vorträge und Präsentationen an Tagungen oder selbstorganisierte wissenschaftliche Tätigkeiten angerechnet werden können. Der Sinn curricularer Veranstaltungen ist, dass sich niemand in müh-

Bild: Frank Brüderli

Austausch über die Fachgrenzen hinweg: Doktorierende Sarah Vandenreydt, Roman Seidel und Elena Lange.

«Ich verfolge mein Forschungsprojekt am Doktoratsprogramm motivierter und selbstbewusster als daheim im stillen Kämmerlein.»

Roman Seidel, Teilnehmer am Doktoratsprogramm des Universitären Forschungsschwerpunkts Asien und Europa

Asien und Europa: Wo Iran, Japan und Tibet Tür an Tür liegen

Im zweiten Stock des Altbaus an der Scheuchzerstrasse, wo sich die Zentrale des interdisziplinären Universitären Forschungsschwerpunktes (UFSP) Asien und Europa befindet, sind die Wege kurz: In einem Zimmer zum Beispiel erforscht Tobias Delfs die Geschichte dänischer Missionen in Indien, quer über den Flur geht es zu Elena Lange, die über den japanischen Philosophen Nishida Kitarô schreibt, und zur Religionswissenschaftlerin Sarah Vandenreydt, die sich mit dem tibetischen Buddhismus beschäftigt. Gleich daneben sitzt Islamwissenschaftler Roman Seidel. Gedanklich bewegen sich die Doktorierenden am UFSP Asien und Europa in unterschiedlichsten Weltgegenden. Gearbeitet aber wird Tür an Tür, Tisch an Tisch.

Roman Seidel beschäftigt sich mit der Rezeption Immanuel Kants im Iran. «Kant wird im philosophie-begeisterten Iran viel gelesen und kontrovers diskutiert, unterschiedliche geistige Strömungen berufen sich auf ihn – durchaus auch mit heiklen politischen Implikationen», erklärt er. Seidel hat die Debatten zum Teil vor Ort mitverfolgt. Doch interessieren sich auch seine Mitdoktorierenden aus der Japanologie, der Ethnologie oder der Religionswissenschaft dafür? «Unsere Forschungsthemen liegen auf den ersten Blick in der Tat weit auseinander», räumt Seidel ein. «Letztlich befassen wir uns aber alle mit Fragen der gegenseitigen Abgrenzung und des Austauschs zwischen unterschiedlichen Gesellschaften, Religionen, Rechtssystemen. Methodisch stehen wir daher vor ähnlichen Schwierigkeiten und Herausforderungen. Zum Beispiel: Wie vergleicht man verschiedene Kulturen, ohne ihre Differenzen zu sehr zu betonen und ohne so zu tun, als handle es sich dabei um geschlossene Einheiten? Oder das Problem der Forschungsperspektive: Wir stellen immer wieder fest, dass wir – egal, ob wir uns mit Japan oder dem Iran beschäftigen – ähnlichen Wahrnehmungsrastern folgen; diese gilt es dann kritisch zu reflektieren.»

Ein guter Teil des Austausches findet informell statt, zwischen Kommen und Gehen, in Arbeitspausen. «Die räumliche Nähe ist ein ganz wichtiger Faktor für den Dialog», sagt Seidel, «sie ermöglicht die nötige Spontaneität, das gegenseitige Vertrauen.»

Einzigartig in der Schweiz
Originelle Dissertationen mit innovativen Ansätzen hervorzubringen – das ist eine zentrale Aufgabe von Doktoratsprogrammen. Um sie zu erfüllen, müssen ausgetretene Pfade verlassen, Routinen durchbrochen werden. Eine betont interdisziplinäre Ausrichtung kann dies erleichtern, insofern bietet der UFSP Asien und Europa gute Voraussetzungen: Die Forschungsstruktur baut auf einer in der Schweiz einzigartigen Bündelung asienwissenschaftlicher Fächer und Kompetenzen auf. Derzeit sind nicht weniger als zwölf Fächer aus vier verschiedenen Fakultäten vertreten. Bei der Ausgestaltung des Doktoratsprogramms wurde viel Wert darauf gelegt, dass ein Teil der curricularen Veranstaltungen interdisziplinären Fragestellungen gewidmet ist, während ein anderer im institutionellen Kontext des jeweiligen Herkunftsfachs absolviert wird. Denn bei aller Wertschätzung offener Horizonte: Wer später eine akademische Karriere anstrebt, muss vorab in der eigenen Disziplin sattelfest sein.

Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger, Co-Leiter des UFSP Asien und Europa, betrachtet die Doppelorientierung zwischen disziplinärer und interdisziplinärer Ausrichtung als grosse Chance – zugleich aber auch als Wagnis: «Schaffen wir es angesichts unserer überfachlichen Ausrichtung, die verschiedenen Promotionsprojekte mit den übergeordneten Forschungszielen des Forschungsschwerpunktes zu verklammern? Und schaffen wir es, die zeitlichen Anforderungen des ambitiös gestalteten Programms so zu gestalten, dass es nicht in einen Zielkonflikt mit den individuellen Qualifikationszielen gerät?» Ob der Mehrfach-Spagat gelingt, wird nicht zuletzt von den Doktorierenden selbst abhängen. Sie sind für die Gestaltung des Programms mitverantwortlich.

David Werner

samer Einzelarbeit längst vorhandenes Wissen zusammensuchen muss. Statt Fehler zu wiederholen, soll man von den Erfahrungen anderer profitieren können.

Das Wichtigste in den Seminaren und Kolloquien auf Doktoratsstufe ist jedoch die wissenschaftliche Diskussion, die Methodenreflexion, das Austesten eigener Ideen und Forschungsansätze im Team. «Sich in die Veranstaltungen einzubringen, erfordert einen gewissen Extra-Effort, dafür bekommt man aber auch ein Extra-Feedback», resümiert Roman Seidel.

Vorteil Nr. 3: Nähe zur Spitzenforschung

Die Doktorierenden in strukturierten Programmen arbeiten in enger Tuchfühlung mit Exponenten der Spitzenforschung. Zunächst natürlich mit jenen, die an der Universität Zürich selbst tätig sind. Darüber hinaus wird aber auch der institutsübergreifende, internationale Austausch gepflegt. Die Doktorierenden zeigen durch Referate oder Publikationen auch ausserhalb ihres Instituts Präsenz. Sie erfahren aus eigener Anschauung, wie man in der Forschungsgemeinde interagiert. Germanistikprofessor Daniel Müller Nielaba, Leiter der Graduiertenschule des Deutschen Seminars, hält diesen Aspekt für besonders wichtig: «Doktorierende, die sich dem rauen Wind in der Spitzenforschung aussetzen, lernen rechtzeitig einzuschätzen, ob sie den Anforderungen einer wissenschaftlichen Laufbahn gewachsen sind.»

Vorteil Nr. 4: Sichtbarkeit

Ein Nachteil der klassischen Individualpromotion, des sogenannten «Apprenticeship models», ist, dass wenig vom Geleisteten und Gebotenen nach aussen dringt. Doktoratsprogramme und Graduiertenschulen dagegen können ihr Angebot und ihre Stärken sichtbar machen – und so die begabtesten Köpfe unter Doktorierenden und Dozierenden anziehen. Roman Seidel zum Beispiel, der in Berlin zu doktorieren begonnen hatte, war einer von vielen Bewerbern für seine heutige Doktoratsstelle. Das Doktoratsprogramm konnte mit Seidel denjenigen auswählen, der die besten Voraussetzungen mitbrachte und am besten in den hiesigen Forschungskontext passte.

Am deutlichsten zeigen sich die Vorteile hoher internationaler Visibilität am Beispiel der Life Science Zurich Graduate School: Sie ist mit 900 Doktorierenden und über 250 Gruppenleiterinnen und -leitern eine der grössten Einrichtungen ihrer Art in Europa. Dank ihres Rufs kann sie laut Michael Hengartner, Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, weltweit aus der Crème de la Crème des Nachwuchses auswählen. Alle sechs Monate bewerben sich über tausend Kandidaten, davon wird rund ein Zehntel zum Bewerbungsgespräch geladen. Von der «geballten Marketingmasse unserer Graduiertenschule», so Hengartner, «profitieren besonders stark Assistenzprofessorinnen und -professoren, die noch nicht so bekannt sind, um selbst viele Doktorierende anzuziehen». Internationale Sichtbarkeit ist daneben aber auch eine Voraussetzung, um hochkarätige Forschungspartner zu finden und Drittmittel einzuwerben.

Vorteil Nr. 5: Mehr Schwung

Doktoratsprogramme entstehen vorzugsweise dort, wo schon grosse Forschungspotenziale konzentriert sind – und helfen, vorhandene Stärken der Universität noch weiter auszubauen. In solch einem dynamischen Kontext zu doktorieren, ist ein Gewinn, keine Frage: «Man verfolgt seine Ideen motivierter – mit viel mehr Schwung und mehr Selbstbewusstsein als im stillen Kämmerlein», sagt Roman Seidel.

Meinung der VAUZ

Die Erneuerung der Doktoratsstufe wird von der Vereinigung akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAUZ) sehr begrüsst. Die intensivierte Betreuung und die markant verbesserte Vorbereitung auf eine akademische Laufbahn ist laut VAUZ-Präsident Julian Führer ein grosser Fortschritt. «Positiv bewerten wir auch, dass trotz der Einrichtung strukturierter Doktoratsprogramme weiterhin an den meisten Fakultäten die Option besteht, auf klassischem Weg zu promovieren», sagt Führer. «Wichtig ist uns zudem, die curricularen Pflichtanteile der Programme in Grenzen zu halten.»

Was die Finanzierung des Doktorats anbelangt, plädiert die VAUZ für die flächendeckende Einrichtung bezahlter Doktoratsstellen. Solche programmbezogene Stipendienvergaben gibt es an der UZH in der Regel nur bei drittmittelgeförderten Programmen – etwa an nationalen oder universitären Forschungsschwerpunkten. Ansonsten setzt die UZH auf die Vergabe persönlicher Stipendien, beispielsweise durch den Forschungskredit der UZH. *dwe*

«Vom Doktoratsprogramm erhoffe ich mir, Zugang zur internationalen Wissenschaftsgemeinde zu finden.»

Stephanie Felscher, Teilnehmerin am Doktoratsprogramm Tumorbiologie der Life Science Zurich Graduate School

Bild: Frank Brüderli

Krebsursachen auf der Spur: Doktorierende Martin Steger, Stephanie Felscher, Katja Katz.

Life Sciences: Dank gutem Ruf ein Magnet für kluge Köpfe

Nicht der Kühe wegen ist sie hier. Auch wenn der Blick von Stephanie Felschers Laborplatz gar idyllisch über das Braunvieh und hinauf zum nahen Wald reicht, der an diesem Spätherbsttag wie ein farbiges Feuerwerk strahlt. «Die Zürcher Life Sciences haben einen ausgezeichneten internationalen Ruf», begründet Stephanie Felscher ihre Präferenz für die UZH. Sie verspricht sich hier ein anspruchvolles Forschungsumfeld und den frühzeitigen Eintritt in die internationale Wissenschaftsgemeinde.

Die Doktorandin hat letztes Jahr im deutschen Freiburg sehr erfolgreich diplomiert, danach stand ein Platz in der Life Science Zurich (LSZ) Graduate School zuoberst auf ihrer Wunschliste. Ihr damaliger Professor hatte die Graduiertenschule in Freiburg angeregt. «Ich wusste daher um die Vorteile eines gut ausgebauten Graduiertenprogramms.» Die LSZ-Graduiertenschule spielte eine Vorreiterrolle in Kontinentaleuropa: Sie existiert seit 2005, wobei einige der dreizehn Programme wesentlich älter sind.

Von Anfang an bekam Stephanie Felscher den harten Forschungswettbewerb zu spüren: Mehrere hundert Interessierte bewarben sich um einen Platz im Doktoratsprogramm Tumorbiologie. Dreissig Plätze wurden vergeben. Kurz darauf zog die 25-Jährige von Freiburg in eine Zürcher WG.

Massgeschneiderte Betreuung

Ein halbes Jahr später präsentierte sie ihr Forschungskonzept. Stephanie Felscher untersucht die Funktion einer bestimmten Klasse von Eiweissen, den Fehlpaarungsproteinen. Diese spielen bei der Reparatur von DNA-Fehlpaarungen eine Schlüsselrolle – versagen sie, entsteht Krebs. Aber nicht nur in der DNA-Reparatur sind die Eiweisse unverzichtbar, wie kürzlich nachgewiesen wurde: Sie sind auch an der Immunabwehr beteiligt, beim sogenannten Antikörperklassenwechsel. Der molekularen Krebsforschung eröffnete sich dadurch ein neues Forschungsfeld, in das Felscher in den kommenden zwei Jahren vordringen will.

Unterstützt wird sie dabei von der Forschungsgruppe um Josef Jiricny, Direktor des Instituts für Molekulare Krebsforschung der UZH und Leiter des Graduiertenprogramms Tumorbiologie. Der Forschungsgruppenleiter ist aber nicht ihre einzige Bezugsperson. Eine Besonderheit des Zürcher Programms ist es, dass die Doktorierenden von einer drei- bis vierköpfigen Dissertationskommission individuell begleitet werden. Für Stephanie Felscher heisst das: «Ich erhalte mehr Anregungen und Feedback». Die Dissertationskommission gewährleistet eine massgeschneiderte Förderung. Abhängigkeiten von Einzelpersonen werden vermieden.

Individuelles Kompetenzprofil

Neben der individuellen Förderung umfasst das Programm obligatorische sowie frei wählbare curriculare Anteile. Diese vermitteln einen fachbezogenen Blickwinkel über das wissenschaftliche Spezialthema hinaus. Im Pflichtteil hat die Verbindung von Grundlagenforschung und Klinik grosses Gewicht. So verliess Stephanie Felscher das Labor für zwei Wochen und besuchte einen Blockkurs in klinischer Krebsforschung. «Am Universitätsspital sah ich, was Krebs für die Betroffenen bedeutet». Die Zusammenführung von klinischer und Grundlagen-Krebsforschung, ein Ziel von Institutsleiter Josef Jiricny, konnte mit dem Graduiertenprogramm institutionalisiert werden.

Daneben steht für alle Life-Science-Doktoratsprogramme eine Palette gemeinsamer Kurse zur Stärkung der überfachlichen Kompetenzen bereit, von der Postergestaltung bis hin zu Career Talks, an denen Gäste über ihre Laufbahn berichten. Beziehungen lassen sich überdies an den jährlichen grossen Retreats und am monatlichen Stammtisch knüpfen. «In einem Graduiertenprogramm lernt man viele Kollegen kennen», sagt Stephanie Felscher. «Das ist wissenschaftlich wertvoll und persönlich bereichernd.»

Sascha Renner, Redaktor unijournal

Erschliessen Sie sich unbekannte Welten

mit dem Bachelor-Studium «Übersetzen» in den Studienrichtungen:

- **Mehrsprachige Kommunikation**
- **Multimodale Kommunikation**
- **Technikkommunikation**

Wenn Sie mehr wissen wollen, besuchen Sie uns und informieren Sie sich.

Info-Veranstaltung:
Mittwoch, 2. Dezember 2009
14.30–16.30 Uhr

Tag der offenen Tür:
Samstag, 6. März 2010
10.00–16.00 Uhr

IUED Institut für Übersetzen und Dolmetschen
Theaterstrasse 15c
8401 Winterthur
Telefon +41 58 934 60 60
info.iued@zhaw.ch
www.linguistik.zhaw.ch/iued/studium

Zürcher Fachhochschule

AHA!

aha! – Studio für Tanz und Bewegung

Kurse für Anfänger bis Fortgeschrittene

Jazztanz, Funky Jazz, Latin Jazz, Hip Hop, Modern Dance, Musical Dance, Ballett, Steptanz, Tanzwerkstatt, Bollywood und Impro40+.

Komm vorbei und tanz mit!

aha! Studio für Tanz und Bewegung
Römerstrasse 194, 8404 Winterthur
052 242 21 72, www.tanzstudio-aha.ch

LEBEN IM TREIBHAUS
Klimaerwärmung aus botanischer Sicht

Was bedeutet Klimaerwärmung für die Klimazonen dieser Welt und in den Augen eines Botanikers? Welche Veränderungen könnte der Anstieg um ein paar Grad Celsius bewirken? Im Mikrokosmos der Gewächshäuser wird bewusst, was in globaler Perspektive schwer fassbar ist.
Spezialführung im Botanischen Garten zum Thema Klimazonen – Klimaerwärmung.
Präsentation und anschliessend Führung durch die Kuppelgewächshäuser.
Leitung: Dr. Alexander Schmidt-Lebuhn, Institut für Systematische Botanik, Universität Zürich
Gemeinsame Veranstaltung mit aki – Foyer für Studierende

Mittwoch, 9. Dezember 2009
17.30 – ca. 19.00
Treffpunkt: Botanischer Garten (Eingang Zollikerstrasse), Zollikerstrasse 107, 8008 Zürich

Anmeldung bis Freitag, 4. Dezember 2009:
hochschulforum@zh.ref.ch

HOCHSCHUL Forum
der reformierten Kirche Zürich

linguista
SPRACHAUFENTHALTE

Ferien-, Intensiv-, oder Examenskurse
10 Sprachen in über 30 Ländern
Gratis Beratung beim Spezialisten:

Linguista
Weinbergstr. 22
8001 Zürich
Tel.044-260 50 90

REISEGARANTIE

www.linguista.ch

www.praktikum.ch

Praktikas, Sozialeinsätze,
Demi-Pair im Ausland
www.praktikum.ch

Für Ihre Anzeigenwerbung

Kretz AG «unijournal»
General Wille-Strasse 147
Postfach 105
8706 Feldmeilen

Telefon: 044 925 50 60
unijournal.annoncen@kretzag.ch

Jeido

Jade-Thermal-Massage in Zürich-Oerlikon

Wellness, Verspannt oder einfach weg vom Uni-Stress?
Jeido hilft und tut gut!

Kein Anmelden, keine Wartezeit, kein Ausziehen
Nur Fr. 25.- / 40 Min (Studenten Fr. 20.-)

Jeido

www.jeido.ch
Binzmühlestr. 102 (Max Bill-Platz)
8050 Zürich

MOLINO
PIZZERIA
RISTORANTE

Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten, wie man sie normalerweise nur in Italien geniesst: Unsere hervorragenden Pizzas, hergestellt nach Originalrezepten des Pizza-Weltmeisters und ausgezeichnet mit dem Gütesiegel «Napoletanische Qualitätspizza DOC», unsere frischen Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichte sowie feinen Dolci werden Sie ebenso begeistern wie unser freundlicher Service und südländisches Ambiente.

«Buon appetito!»

SchülerInnen, StudentenInnen und Lehrbeauftragte essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger. Gilt auch für eine Begleitperson!

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRASCATI
Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO
Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40
Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18

www.molino.ch

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Evangelische Hochschule Freiburg

Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert
forschungsbasiert
international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW macht Ihnen das Angebot, sich in einem konsekutiven Master-Studium die dafür notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.
Studienbeginn jeweils im September; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–.
Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:
masterstudium.sozialearbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011
www.masterstudium-sozialearbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialearbeit

Deutsches Seminar: Transatlantische Partnerschaften

Zurzeit hat die Graduiertenschule des Deutschen Seminars der UZH Besuch aus Amerika: Gast ist Lydia Butt, Doktorandin an der Graduate School des German Department der New York University (NYU). Ihr einsemestriger Aufenthalt in Zürich verdankt sie der Partnerschaft, welche die beiden Institutionen eingegangen sind und stetig vertiefen wollen.

Lydia Butt schreibt eine Forschungsarbeit über die Visualität des Dramas um 1800 am Beispiel von Lessing. «Mit ihrem methodischen und theoretischen Hintergrund, den sie aus New York mitbringt, bereichert sie die Diskussionen in unseren Forschungskolloquien», sagt Professor Müller Nielaba, Leiter der Graduiertenschule des Deutschen Seminars.

Um die transatlantische Partnerschaft mit Leben zu füllen, sind Austauschsemester von Doktorierenden ein besonders wirksames Instrument. Von den Kontakten, die zum Beispiel Lydia Butt in Zürich knüpft, können nach ihrer Rückkehr nach Amerika auch die Kollegiatinnen und Kollegiaten in New York profitieren. Gleichzeitig wird sie Ansprechperson sein für Zürcher Doktorierende, die ihre Fühler in die USA ausstrecken wollen. Ein Multiplikationseffekt. Das Beispiel zeigt, was Graduiertenschulen auch sein wollen: «Schaltstellen im Netzwerk der internationalen Fachgemeinschaften» – so drückt Müller Nielaba es aus.

Bild: Frank Brüderli

Eigeninitiative ist gefragt: Lydia Butt aus New York in der Mitte, flankiert von Iris Spalinger und Daniel Alder.

Beste Projekte erhalten Zuschlag

Als Lydia Butt nach Zürich kam, fiel ihr zunächst vor allem der hohe Grad an Eigeninitiative auf: «Die Doktorierenden haben hier die Gestaltung des Programms zum grössten Teil selbst in die Hand genommen, sie prägen das Angebot durch ihre Interessen entscheidend mit.»Diese Art der Selbstorganisation wird gezielt gefördert. Die Doktorierenden können sich um Finanzierungsmittel zur Organisation von Workshops, Tagungen und Forschungsaufenthalten oder zur Einladung von Gastreferenten bewerben. Die überzeugendsten Projekte erhalten den Zuschlag. Ein kompetitiver Faktor, der belebend wirkt: In den Forschungskolloquien, aber auch auf einem eigens eingerichteten Intranet-Forum finden sich Doktorierende, die zuvor oft gar nicht viel miteinander zu tun hatten, zu Teams zusammen, um die Chancen auf Verwirklichung ihrer Projekte zu erhöhen.

Ein Schaufenster der Forschung

Die Graduiertenschule bietet rund zwanzig überdurchschnittlich qualifizierten Doktorierenden pro Jahrgang ein konzentriertes Arbeitsumfeld. Sie ist offen, was die thematische Ausrichtung anbelangt. Sie richtet sich an Doktorierende der germanistischen, skandinavistischen und niederlandistischen Fachrichtungen – ganz gleich, ob sie nun eine literatur- oder sprachwissenschaftliche Arbeit schreiben. Wichtigstes integratives Element ist die permanente, kritische Reflexion der Forschungsmethoden.

Die Debatten und Aktivitäten der Graduiertenschule beleben direkt oder indirekt auch den übrigen Lehr- und Forschungsbetrieb am Deutschen Seminar. Viele Veranstaltungen sind auch für Nichtmitglieder der Graduiertenschule zugänglich, umgekehrt können sich die Doktorierenden in die Lehre einbringen. «Seminarintern», sagt Müller Nielaba, «wirkt die Graduiertenschule als Brutstätte für Forschungsideen, extern als ein Schaufenster für unsere Forschung.»

David Werner, Redaktor unijournal

Ethik: Gezielte Förderung über die Fachgrenzen hinaus

Bild: Dominik Golob

Gemeinsam statt einsam: Biologin Anna Deplazes, Ökonomin Ina Kaufmann, Physiker Adrian Müller.

Mit dem 2007 lancierten Graduiertenprogramm für interdisziplinäre Ethikforschung zählt der Universitäre Forschungsschwerpunkt (UFSP) Ethik zu den Pionieren, was die Durchführung von strukturierten Doktorats- und Postdoc-Studiengängen an der Philosophischen Fakultät betrifft. In den ersten beiden Semestern des dreijährigen Programms besuchten alle Teilnehmenden gemeinsame Lehrveranstaltungen am Ethik-Zentrum der Universität und vertieften ihre Kenntnisse in ethischen Fragestellungen. Forschungskolloquien und Summer Schools regen auch in den folgenden Semestern den Austausch unter den Studierenden an. Markus Huppenbauer, Geschäftsleiter des UFSP Ethik, nennt für eine Promotion im Rahmen eines Graduiertenprogramms mehrere Vorteile: «Anstatt isoliert zu forschen, unterstützen die Teilnehmenden sich gegenseitig im Lernen. Und dank dem strukturierten curricularen Anteil werden Kompetenzen im Bereich Ethik gezielt gefördert.»

Von Wirtschaft bis Umwelt

Ein Charakteristikum des Programms ist seine interdisziplinäre Ausrichtung. Die Teilnehmenden promovieren in ihren angestammten Studienfächern wie Volkswirtschaftslehre oder Umweltwissenschaften, beschäftigen sich jedoch in ihren Forschungsvorhaben mit ethischen Fragen, die sich innerhalb dieser Fächer stellen. Die Betreuung der Arbeiten erfolgt einerseits durch Dozierende der entsprechenden Fakultäten, andererseits durch Angehörige des Ethik-Zentrums.

Diese zweiseitige Betreuung empfindet Ina Maria Kaufmann als einen grossen Vorzug des Graduiertenprogramms. Die Wirtschaftswissenschaftlerin promoviert am Institut für Organisation und Unternehmenstheorien (IOU) der Universität Zürich und untersucht die ethischen Fragen, die sich aus der Verwendung neurowissenschaftlicher Erkenntnisse in der Organisationstheorie ergeben. Speziell interessiert sie sich dabei für das im Organisationskontext so bedeutende Konzept von «Vertrauen» und dessen neue Konzeptionalisierung aus Sicht der Neuroökonomie. Für ihre Arbeit pflegt Kaufmann den fachlichen Dialog mit beiden Seiten, sprich mit Angehörigen des IOU und des Ethik-Zentrums.

Positiv beurteilt die Wissenschaftlerin die regelmässig stattfindenden Lehrveranstaltungen, die gerade auch den Austausch innerhalb der Gruppe förderten. Lediglich die Herkunft der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus ganz unterschiedlichen Fachgebieten und die damit verbundene Themenvielfalt waren ihres Erachtens nicht optimal: «Wahrscheinlich hätten sich mehr Synergien ergeben, wenn man sich thematisch enger gestanden wäre.» Diese Einschätzung teilt auch Markus Huppenbauer. Bei der zweiten Durchführung des dreijährigen Programms werden daher ab 2010 alle Teilnehmenden zum übergeordneten Thema Gerechtigkeit forschen. Eine weitere Änderung ergibt sich dadurch, dass neu auch Absolventinnen und Absolventen eines Philosophie- oder Theologiestudiums zugelassen sind. Mit Rücksicht auf die zu erwartenden Wissensunterschiede auf ethischem Gebiet werden die Absolventinnen und Absolventen in Rücksprache mit den Dozierenden individuell Lehrveranstaltungen besuchen, die zu ihren Forschungsvorhaben passen. Gemeinsame Workshops wird es selbstverständlich auch weiterhin geben.

Roman Benz, Journalist

Biologische und soziale Anthropologie im Gespräch

Gibt es eine Evolution der Kultur?

Bild: Frank Brüderli

«Man macht sich nicht unbedingt Freunde, wenn man als Ethnologe die Fachgrenzen Richtung Naturwissenschaften überschreitet.»

Peter Finke, Professor für Ethnologie

Moderation David Werner und Sascha Renner

An einem Symposium zum Darwin-Jahr, das im September an der UZH stattfand, brachte Carel van Schaik sein Bedauern darüber zum Ausdruck, dass die Natur- und die Sozialwissenschaften bei der Erforschung der Wurzeln menschlichen Sozialverhaltens nicht stärker zusammenarbeiten. «Wenn Sozialwissenschaften menschliche Verhaltensweisen untersuchen, ohne evolutionsbiologische Erkenntnisse mit einzubeziehen, dann ist das so, als würden sie einen Elefanten im Zimmer nicht beachten», sagte er.

Das unijournal hat Ethnologieprofessor Peter Finke gebeten, aus sozialwissenschaftlicher Sicht dazu Stellung zu beziehen. Er erklärte sich spontan zu einer Debatte mit Carel van Schaik bereit. Die beiden Wissenschaftler, die sich zuvor nie begegnet waren, fanden rasch einen Draht zueinander – und so dauerte die Diskussion in angeregter Atmosphäre mehr als doppelt so lang wie geplant. Lesen Sie hier eine stark gekürzte und verdichtete Fassung des Gesprächs.

Carel van Schaik: Ich finde, die biologische Anthropologie und die Sozialwissenschaften könnten untereinander mehr kooperieren. Doch mit diesem Ansinnen stosse ich selten auf Gegenliebe. Wie kommt das eigentlich?

Peter Finke: Man macht sich nicht unbedingt Freunde, wenn man als Ethnologe die Fachgrenzen in Richtung Naturwissenschaften überschreitet. Der Dialog ist seit langem gestört. Zum einen wird er von den Ideologien behindert, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auf die Evolutionstheorie bezogen: Eugenik, Nazismus, Rassismus. Zum andern wirkt immer noch nach, was der Evolutionsbiologe Edward O. Wilson 1975 in seinem fatalen Buch «Sociobiology: The New Synthesis» behauptete: dass man mit dem bestehenden Wissen über die Tierwelt auch den Menschen erklären könne. Dieses Buch löste starke Abwehrreflexe gegenüber der Biologie aus. Kein Wunder: Wenn man der anderen Seite sagt, sie sei überflüssig, kann man nicht erwarten, dass diese kopfnickend in den Ruhestand geht.

Carek van Schaik: Ich gebe zu, was Wilson da schrieb, hat viel Schaden angerichtet. Das war nicht nur taktisch, sondern auch wissenschaftlich schlecht. Wilson hat es sich als Biologe zu einfach gemacht. Über die Evolution der menschlichen Kultur und Gesellschaft wissen wir längst nicht alles, und sie lässt sich nicht allein biologisch erklären.

Peter Finke: Ich habe letztes Semester ein Seminar zu Evolutionismus in der Ethnologie angeboten. Ich kenne daher einige der Versuche, Wissen aus der Evolutionsbiologie in unser Fach zu übertragen. Vieles davon wirkt sehr spekulativ.

Carel van Schaik: Wenn wir davon ausgehen, dass auch die menschliche Kultur nicht einfach vom Himmel gefallen ist, dann bleibt uns doch gar nichts anderes übrig, als auch sie evolutionstheoretisch zu betrachten. Aus diesem Grund interessiere ich mich zum Beispiel sehr für Foragers, also für Jäger- und Sammlergesellschaften.

Peter Finke: Ich verstehe dieses Interesse, aber man sollte doch vermeiden, direkte Rückschlüsse von heutigen Forager-Gesellschaften auf unsere Urahnen zu ziehen. Ob und inwiefern sie mit heute existierenden Forager-Gesellschaften vergleichbar sind, ist sehr ungewiss. Gesellschaftsstrukturen sind sehr stark vom ökologischen Umfeld abhängig. Foragers leben heute überwiegend in unwirtlichen Rückzugsgebieten, vor 15 000 Jahren aber war das mit Sicherheit ganz anders. Neben diesem wissenschaftlichen Einwand ist übrigens auch die Political Correctness ein Grund, warum wir in der Ethnologie ungern Vergleiche zwischen den heutigen und frühgeschichtlichen Foragers anstellen: Wir wollen die Gesellschaften, die wir untersuchen, nicht fälschlicherweise als primitiv erscheinen lassen.

Carel van Schaik: Das finde ich auch richtig so. Wenn wir Biologen unsere Vergleiche zwischen Affen und Jäger-Sammler-Gesellschaften anstellen, dann auch nicht aus Gleichmacherei, sondern um die Unterschiede zu betonen. Ein interessanter Fall eines solchen Unterschieds scheint mir zum Beispiel das Phänomen der Kindstötung zu sein, das bei den meisten Tierarten vorkommt: Abwesenheit des biologischen Vaters steigert in der Natur in der Regel die Wahrscheinlichkeit, dass ein Junges von den Nebenbuhlern getötet wird. Bei Affen liegt das Risiko bei bis zu fünfzig Prozent. Der biologische Grund dafür ist klar: Stirbt ein abhängiges Kind, ist die Mutter schneller wieder empfängnisbereit – das ist auch beim Menschen so. Trotzdem werden in unserer postindustriellen Gesellschaft die Halbwaisen in aller Regel nicht umgebracht. Es müssen sich also irgendwann kulturelle Faktoren herausgebildet haben, welche die Kindstötung verhindern. Herauszufinden, wie und warum sich diese Faktoren evolutionär etabliert haben, heisst dann nichts anderes, als die Bedeutung der Kultur zu betonen und besser verstehen zu lernen.

Peter Finke: Sie setzen in Ihrem Beispiel eine anthropologische Konstante voraus, nehmen eine Art biologischen Nullpunkt an. Der Normalfall wäre eine Population mit hoher Kindstötungsrate, alles andere ist kulturabhängig. Doch diese Nullpunkt-Setzung finde ich prekär. Zum Beispiel wäre es doch denkbar, dass Kindstötung durch Stiefväter nur im Vorstellungsraum von Gesellschaften mit kleinfamiliären Strukturen vorkommt – in Gesellschaften also, in denen die biologische Vaterschaft von besonderer Bedeutung ist.

Carel van Schaik: Um einen solchen Nullpunkt anzusetzen, brauchen wir natürlich empirische Daten möglichst vieler verschiedener Gesellschaftstypen, zum Beispiel eben auch von Jäger-Sammler-Gesellschaften. Die gibt es aber zum Thema Kindstötung nicht.

Peter Finke: Sie fehlen aus mehreren Gründen: Wie wollen Sie erstens empirisch Kindstötungsraten in verschiedenen Kulturen ermitteln? Es gibt keine Mutter, die einem Ethnologen erzählt, sie hätte ihr Kind getötet. Zweitens geht niemand mit der Absicht ins Feld, eine ganze Gesellschaft als roh und verkommen zu beschreiben. Wir leben mit den Mitgliedern der Gesellschaften, die wir untersuchen, zusammen, und wir wollen nachher nicht an die Öffentlichkeit treten mit der Botschaft, diese Menschen seien schrecklich. Es gibt deshalb Themen, die wir eher vermeiden, und dazu gehört jenes der Kindstötung.

Carel van Schaik: Da haben wir es einfacher. Bei den Orang-Utans gibt es zwar auch vieles, was wir nicht so gerne sehen, beispielsweise Vergewaltigung. Aber wir machen uns als Forscher moralisch wenigstens nicht schuldig, wenn wir solche Szenen nicht verhindern, sondern nur beobachten und beschreiben.

Peter Finke: Ihr könnt unbelasteter ans Werk gehen.

Carel van Schaik: Das wäre doch ein Grund für die Ethnologen, unsere Forschungsergebnisse stärker zu beachten.

Peter Finke: Wir Sozialwissenschaftler sollten in der Tat aufpassen, dass wir uns vom naturwissenschaftlichen Diskurs nicht zu sehr abnabeln. Wenn wir nur einfach gebetsmühlenartig predigen, alles sei sozial begründet, dann wird bald niemand mehr hinhören. Und wir nehmen uns die Möglichkeit, mitzudiskutieren – etwa, was die Genforschung anbelangt.

Carel van Schaik: Umgekehrt finde ich den aktuellen Gen-Hype völlig übertrieben. Sehen Sie: Am Anfang, als ich begonnen habe zu lehren, wurde ich von den Studierenden unglaublich angegriffen, weil ich den Gen-Ansatz immer verteidigt habe; und jetzt werde ich angegriffen von Studierenden, die sagen: Ja wissen Sie denn nicht, dass Gene alles erklären? Es geht von einem Extrem ins andere.

Peter Finke: Wie steht es eigentlich in der Biologie: Gibt es dort auch Barrieren,

sich mit anderen Disziplinen, konkret den Sozialwissenschaften, zu befassen?

Carel van Schaik: Was von unserer Seite her den interdisziplinären Dialog erschwert, ist, dass man schnell als Amateur dasteht, wenn man Anleihen bei fremden Disziplinen macht. Um wirklich etwas vom anderen zu verstehen, müsste man sehr viel Zeit investieren, die man nicht hat. Ich würde mir deshalb ein Büchlein wünschen, das in knapper Form den sozialwissenschaftlichen Stand der Forschung zur Entwicklung des Menschen zusammenfasst. Zur Bündelung des vorhandenen Wissens hat sich in der Biologie das Evolutionsparadigma als sehr geeignet erwiesen.

Peter Finke: Ein solches Paradigma wird es in der Ethnologie im Unterschied zur Biologie auf absehbare Zeit kaum geben. Die Ethnologie ist da sehr skeptisch. Der kürzlich verstorbene Claude Lévi-Strauss war einer der letzten Grosstheoretiker. Am ehesten hat heute die Rational-Choice-Theorie einen Paradigma-Status, zumindest in Teilen der Sozialwissenschaften. Sie scheint ähnlich plausibel wie der Evolutionsgedanke und erhält in der Ethnologie ebensoviel Prügel. Warum? Weil sie vielen vereinfachend und reduktionistisch erscheint.

Carel van Schaik: Aha. Aber wieso studiert man dann überhaupt noch, wenn man sagt: Ich werde es ja ohnehin nie ganz verstehen können? Wie rechtfertigt man dann seine Aktivität?

Peter Finke: Die meisten Ethnologen gehen von empirischen Detailbeobachtungen aus, ohne den Anspruch zu erheben, damit das Ganze erklären zu können. Man muss sehr vorsichtig sein damit, gesellschaftliche Phänomene, die man in unterschiedlichen Kontexten beobachtet, vergleichend auf denselben Nenner zu bringen. Polygamie in Indonesien zum Beispiel kann auf ganz anderen Voraussetzungen gründen als Polygamie bei Ethnien im Amazonasgebiet.

Carel van Schaik: Einverstanden. Es gibt in den wissenschaftlichen Disziplinen eben grosse Unterschiede, was die Formalisierbarkeit und Operationalisierbarkeit ihrer jeweiligen Fragestellungen und Gegenstandsbereiche anbelangt. Die Hierarchie ist klar: Oben stehen die theoretischen Physiker, unten die Kulturwissenschaften, und wir als biologische Verhaltensforscher befinden uns irgendwo dazwischen. Ich kann mit meinen evolutionstheoretischen Modellen auch nur einen Teil der beobachtbaren Verhaltensweisen bei Menschenaffen erklären. Sobald man menschliches Sozialverhalten erklären will, schrumpft dieser Teil noch weiter. Das heisst aber nicht, dass man es nicht trotzdem versuchen sollte.

Peter Finke: Wie wollen Sie denn kulturelle Varianz evolutionsbiologisch erklären? Welchen evolutionsbiologischen Sinn haben zum Beispiel die extrem verschiedenartigen Formen von Heiratszeremonien, die es weltweit gibt?

Carel van Schaik: Man kann zum Beispiel nach den Bedingungen für kulturelle Varianz fragen. Die unterschiedlichen Formen von Heiratszeremonien sind wahrscheinlich indirekt durch verschiedenartige Umweltbedingungen zu erklären, also ökologisch. Für viele andere Fälle kultureller Varianz spielt die Demografie eine zentrale Rolle. Um ein Beispiel aus der Tierwelt anzuführen: Es ist bekannt, dass bei bestimmten wildlebenden Orang-Utan-Gruppen sich der Werkzeuggebrauch eingebürgert hat und bei anderen nicht. Warum dieser Unterschied? Warum blieb die Kulturentwicklung punktuell? Das Ergebnis meiner Forschung ist: Je grösser und je vernetzter die Populationen unter den Orang-Utans, desto mehr Ideen und Fertigkeiten generieren und tradieren sie.

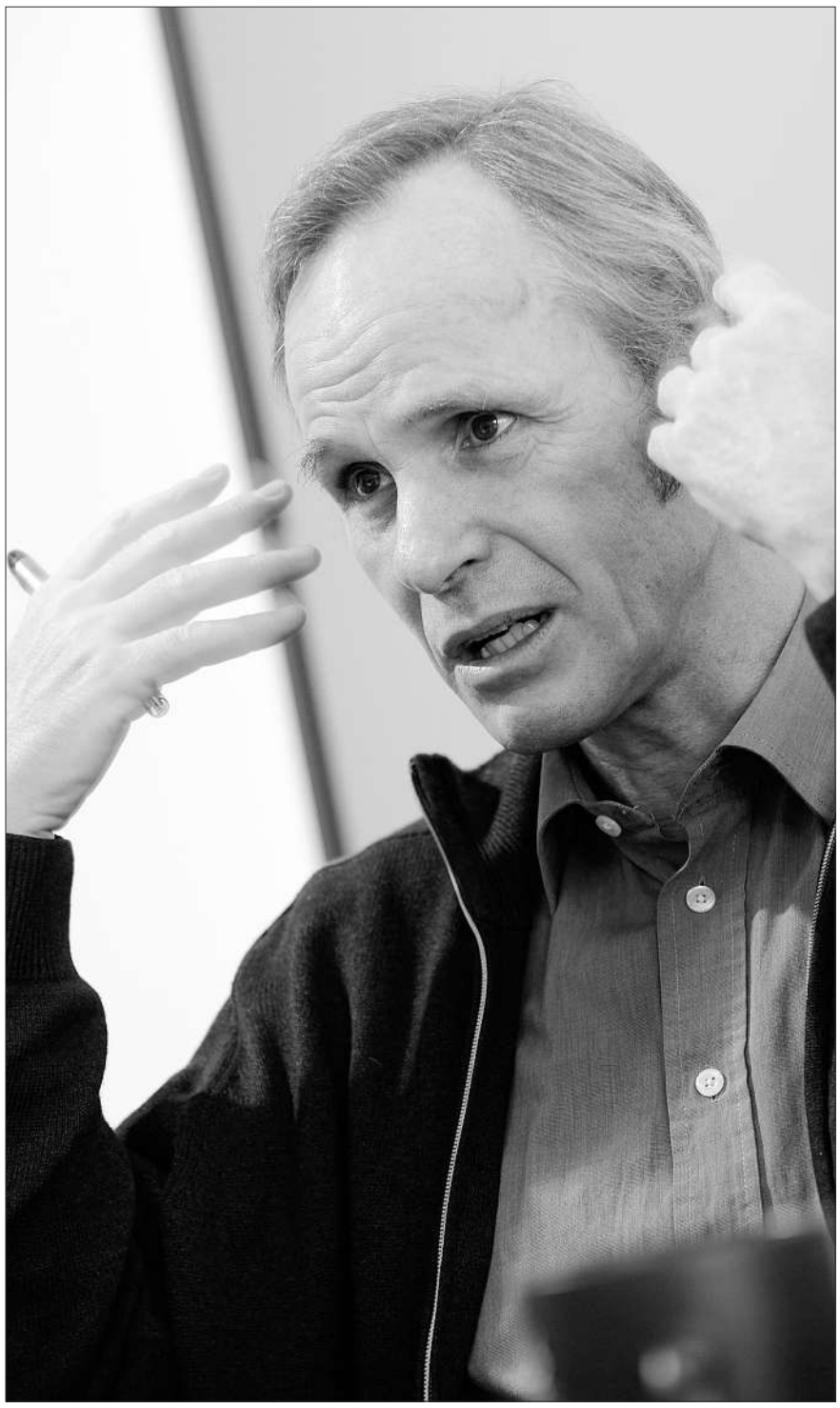


Bild: Frank Brüderli

«Wenn wir davon ausgehen, dass die menschliche Kultur nicht einfach vom Himmel gefallen ist, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als sie evolutionstheoretisch zu betrachten.»

Carel van Schaik, Professor für Biologische Anthropologie

Peter Finke: Ich persönlich habe ein Interessensgebiet, das stark in die Naturwissenschaften hineinreicht: die Kognitionsethnologie. Ich interessiere mich dafür, weil mir scheint, dass wir wissen müssen, wie Denkprozesse in neurophysiologischer Hinsicht ablaufen, um soziale Verhaltensweisen, Ideensysteme und religiöse Vorstellungen erklären zu können. Dieser Ansatz stösst allerdings innerhalb der Ethnologie auf keine allzu grosse Beliebtheit – aus denselben Gründen wie biologische Ansätze überhaupt.

Carel van Schaik: Das ist schade, denn an der Kognitionsforschung lässt sich ja besonders gut demonstrieren, wie stark das Lernverhalten von sozialen Gegebenheiten abhängt – und nicht nur von rein biologischen und physiologischen. In meiner Forschung konnte ich zum Beispiel zeigen, dass sich Orang-Utans in Gefangenschaft viel intelligenter Verhalten als in freier Wildbahn. In Zoos gebrauchen sie häufiger Werkzeuge und können ein Sprachverständnis entwickeln, das einem zwei- bis dreijährigen Kind entspricht. Ausschlaggebend für ihr Lernverhalten sind offenbar nicht nur hirnphysiologische Voraussetzungen, sondern auch die äusseren Anreize. Im Zoo gibt es mehr solcher Anreize als in ihrer natürlichen Umgebung. Um Zusammenhänge wie diese genau zu erforschen, brauchen wir keine Genforschung, sondern eine Theorie der kulturellen und technischen Evolution. Die Fragestellung müsste lauten: Welche sozialen Konstellationen begünstigten die Evolution von höherer Intelligenz?

Peter Finke: Auf einem solchen Weg könnte ich folgen.

Peter Finke ist Leiter des Ethnologischen Seminars der UZH. Seine Forschungsschwerpunkte sind Sozialtheorie, Wirtschaftsanthropologie, post-sozialistische Transformationen, pastoraler Nomadismus und kognitive Anthropologie. Feldforschung betreibt er vor allem in Zentralasien und im Mittleren Osten.

Carel van Schaik ist Direktor des Anthropologischen Instituts der UZH. Er beschäftigt sich vor allem mit der kulturellen und sozialen Entwicklung der Primaten und deren Verhältnis zur Evolution des Menschen. Die Basis seiner Forschung ist die Beobachtung von wild lebenden Orang-Utans auf Sumatra und Borneo.

David Werner und Sascha Renner sind Redaktoren des unijournals.

Was macht eigentlich ...

ein Tierpräparator?

Beat Häusler ist Tierpräparator am Zoologischen Museum der Universität Zürich. Er präpariert verstorbene Tiere, die in Ausstellungen gezeigt oder in die Sammlung des Museums aufgenommen werden.

Ein Wolf, der im Wildpark Zürich verstorben ist, soll in die Ausstellung aufgenommen werden. Beat Häusler hat die Knochen der Gliedmassen entfleischt und befestigt sie an einem Holzmodell des Tieres.

Beat Häusler verwendet auch den Schädel des Wolfes. Muskulatur und Knorpel formt der Präparator mit Plastilin nach. Bei grösseren Tieren verwendet er dazu billigeren Modellierton.

Danach erstellt er aus Kunstharz und Glasfaser-Geflecht die Gussform des Schädels. Diese wird später mit Schaum gefüllt. Der Originalschädel wird wieder vom Plastilin befreit und kommt in die Sammlung.

Die gesamte Körperform hat Beat Häusler nach demselben Verfahren nachgebildet. Zum Schluss befestigt er mit Leim das Fell, setzt die Glasaugen ein und färbt die haarlosen Körperteile ein.

Adrian Ritter, Redaktor UZH News

Beat Häusler arbeitet seit 1999 als Tierpräparator am Zoologischen Museum der Universität Zürich. Die dortige Sammlung umfasst Hunderttausende von Tieren – von Fruchtfliegen bis zu Schneeleoparden. Die Präparate dienen vor allem Forschungs- und Lehrzwecken.

Zoologisches Museum der UZH:
www.zm.uzh.ch

Wo der Wandel Prinzip ist

Die Grenzen zwischen vielen Disziplinen verwischen zunehmend. Im Fach Populäre Kulturen wird diese Unsicherheit produktiv genutzt. In einem Peer-Mentoring-Projekt engagieren sich Doktorierende für die Zukunft und den Zusammenhalt ihrer Disziplin.

Bild: Dominik Golob

Krise? Welche Krise? Helene Mühlestein (l.) und Meret Fehlmann.

Von Sabine Witt

Die «Populären Kulturen» sind ein kulturwissenschaftliches Fach der ersten Stunde. Mit der Umbenennung im Jahr 2006 anlässlich der Bologna-Reform wurde sichtbar, was sich seit langem entwickelt hatte: Der innere Abschied von der ideologisch aufgeladenen «Volkskunde» hatte bereits in den 1970er-Jahren stattgefunden, als die Forschenden der Volkskunde und -literaturen sich methodisch der Sozialforschung zuwandten und ihre Disziplin fortan als kulturwissenschaftliches Fach verstanden. Damals gab die Philosophische Fakultät aber dem Antrag für den neuen Namen «Europäische Ethnologie» noch nicht statt.

In der aktuellen Fachbezeichnung ist die «Ethnologie» nicht enthalten. Das ändert aber nichts an der methodischen und gegenstandsbezogenen Verwandtschaft dieser beiden Disziplinen. Grob unterscheiden sich die Fächer durch ihren räumlichen Bezug. Die einstige Volkskunde richtet ihren Blick, ausgehend von der nahen Schweizer Alltagskultur, auch über die Grenzen auf andere postindustrielle Kulturen. Die Ethnologen hingegen interessieren sich traditionellerweise für ferne koloniale und postkoloniale Kulturen. Im Zeitalter grosser Migrationbewegungen lassen sich die Untersuchungsräume aber nicht mehr so scharf abgrenzen. Die Doktorandin Meret Fehlmann sagt, «gerade in der Stadtforschung bewegen wir uns auf demselben Feld wie manche Ethnologen. Identisch sind unsere Gegenstände und Erkenntnisinteressen aber nicht.»

Zusammenhalt nach innen stärken

Das besondere am ehemaligen Zürcher Volkskundeinstitut ist die lange Tradition der Erzählforschung und damit ein philologischer Zugang zu Medien und Literatur. Eine weitere Kompetenz liegt laut Fehlmann in der historischen Herleitung: «Wir wollen wissen, wann etwas zum ersten Mal auftaucht.» Zum Beispiel habe es die Debatte über gewaltfördernde Computerspiele ähnlich auch schon in früheren Zeiten gegeben. Nur hielt man da etwa das Lesen von Räubergeschichten für schädlich. Die historische Argumentation, so Fehlmann, unterscheide das Fach von der Ethnologie trotz der ähnlichen qualitativen Methoden.

Mehr Kopfzerbrechen als die Abgrenzung nach aussen bereitete den Assistierenden am Institut indes der innere Zusammenhalt des Faches. Daher bewarben sie sich unter Federführung von Meret Fehlmann und Helene Mühlestein mit dem Projekt «Soda Poku» auf eine Ausschreibung der Gleichstellungskommission. Hinter diesem nach Hokuspokus klingenden Namen verbirgt sich das seriöse Peer-Mentoring-Projekt der «Selbstorganisierten Doktorierenden und Assistierenden der Populären Kulturen». Sie wollen ihr aus zwei Teildisziplinen bestehendes Fach besser zusammenwachsen lassen und sich ausserdem gegenseitig dabei unterstützen, das Rüstzeug für akademische Karrieren zu erwerben.

Dass ein Minifach wie die Populären Kulturen – es verfügt momentan über nur einen Lehrstuhl – an internen Vernetzungsproblemen leidet, erstaunt auf den ersten Blick. Die Zweiteilung des Faches hat indes eine lange Vorgeschichte. «Volkskunde» und «Europäische Volksliteratur» nannten sich die beiden Disziplinen bis 2006, heute heissen sie adäquater «Alltagskulturen» und «Populäre Literaturen und Medien». Was vor drei Jahren auf dem Papier beschlossen wurde – unter dem neuen Namen Populäre Kulturen ein gemeinsames Fach anzubieten, das international anschlussfähig ist – muss seither bewusst umgesetzt und gepflegt werden.

Seit die Fächer ihre verstaubten Namen abgeschüttelt haben, rennen die Studierenden dem Institut die Türen ein. Pro Jahr beträgt die Zuwachsrate an neuen Studierenden fast hundert Prozent. Rund 760 Studierende werden inzwischen von nur einem Professor und einer Privatdozentin betreut, was ohne die tatkräftige Unterstützung der Assistierenden nicht denkbar wäre.

Auf solidem Fundament

Ihren Enthusiasmus nimmt man den beiden Initiantinnen der Peer-Mentoring-Gruppe, Meret Fehlmann und Helene Mühlestein, gern ab. Die Begeisterung von der ersten grossen selbstorganisierten Veranstaltung im Oktober ist noch nicht abgeklungen. Sie hatten internationale Vertreter des Faches zum Podiumsgespräch nach Zürich eingeladen, damit diese die Identität und Perspektiven des Faches Populäre Kulturen diskutierten. Dabei hatten sie darauf geachtet, dass beide Teildisziplinen gleichmässig vertreten waren.

Die drei Referenten und eine Referentin aus Deutschland und Österreich kamen darin überein, dass die Populären Kulturen durchaus nicht in einer Krise steckten, sondern vielmehr ihr Potenzial für die Zukunft aus der Tradition der historischen Herleitung sowie der Ethnografie schöpften und somit auf einem soliden Fundament stünden.

Gerade der Charakter als Schnittstellenfach, wie die Doktorandinnen es nennen, macht offenbar die Stärke dieses Faches aus – ein Vorteil in einer Zeit, in der die Disziplinengrenzen in den Geistes- und Sozialwissenschaften immer mehr ausfransen. «Eine fest umrissene Gestalt des Faches mag von aussen wünschbar erscheinen», so Meret Fehlmann, «von innen ist sie es nicht.»

Sabine Witt ist Journalistin.

Gerd Folkers, Leiter des Collegiums Helveticum

uniKnigge
Die Beratungsecke

Darf man im Seminar Gefühle zeigen?

Im universitären Alltag lauern viele Fallstricke und Fettnäpfchen. Angehörige der Universität Zürich geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen zu bewältigen sind. Diesmal Gerd Folkers, Leiter des Collegiums Helveticum, zum Thema: **Darf man in Seminaren und Vorlesungen Gefühle zeigen?**

«Seit wissenschaftliche Publikationen stilistisch streng formalisiert sind, besonders in den Naturwissenschaften, und Essays fast verpönt, droht Wissenschaft als kreative und – im eigentlichen Sinne – originelle Lebensart der Jobroutine zu weichen. Ich finde, das Seminar muss Plattform für gelebte Emotionen für Studierende und Dozierende sein und zugleich deren rationale Reflexion anregen, sonst erstarrt die Hochschule im Ritual.

Es wäre alles andere als normal, würden junge Menschen genauso wie gestandene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in universitären Lehrveranstaltungen ihre Begeisterung oder auch ihren Unmut nicht zum Ausdruck bringen können. Es sind die Emotionen und der Dialog, die als wichtigste Kräfte Lehre und Forschung begleiten. Emotionen sind der Antrieb zur Schärfung der Argumente. Durch die leidenschaftliche Debatte lernt man oft viel mehr und besser als durch stilles Zuhören und Rezipieren.

Häufig wird angenommen, nur strenge Deduktionen und rein rationale, kühl-distanzierte Berechnungen würden die Wissenschaft weiterbringen. Dem ist aber nicht so. Woher, wenn nicht aus Neugier, Begeisterung oder Widerspruchsgeist rührt denn die Kraft, Hypothesen zu bilden, sie zu verwerfen, sie aufs neue zu bilden? Wichtig für die Forschung sind emotionsgeladene Metaphern und Spekulationen, Vermutungen und Hypothesen. Jede Forschung befasst sich zunächst mit unscharfen Gegenständen. Erst mit der Zeit verleiht sie dem Unscharfen deutliche Umrisse.

Natürlich macht wie immer die Dosis das Gift. Leidenschaft allein dient der Erkenntnis nicht. Nur die strenge inhaltliche methodische Reflexion sagt einem, wann man seine Hypothese zu revidieren hat. Dazu muss man sich auf den Streit mit seinen Gefühlen einlassen. Auch das Eingeständnis, mit der eigenen Meinung falsch gelegen zu haben, braucht übrigens ein grosses Mass an emotionsbasierten Eigenschaften – nämlich Mut und Vertrauen.»

Christoph Uehlinger und Katharina Michaelowa

Fragendomino
Was Sie schon immer wissen wollten

Hängen Wohlstand und Toleranz zusammen?

Katharina Michaelowa, Extraordinaria für Politische Ökonomie der Entwicklungs- und Schwellenländer, gibt die Domino-Frage an Christoph Uehlinger weiter, Ordinarius für Allgemeine Religionsgeschichte und Religionswissenschaft: «Gibt es einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Wohlstand der Bevölkerung und religiöser Toleranz in den verschiedenen Weltreligionen?»

Christoph Uehlinger antwortet:
«Liebe Katja,
als Gleichung mit drei Variablen offener Bedeutung ist Deine Frage etwas überkomplex. Ich will sie vereinfachen, indem ich die Variable ‹Weltreligionen› eliminiere: Der Begriff ‹erfindet› Systeme, die es als solche nicht gibt (weder das Christentum noch den Islam, erst recht nicht den Hinduismus), weshalb sie sich für Deine (sozialwissenschaftliche) Frage auch nicht operationalisieren lassen.

Religionen transportieren in ihren Lehren oft tolerante und intolerante Positionen; beide müssen vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Entstehungskontexte verstanden werden. Intolerante Positionen sind meist dadurch charakterisiert, dass sie ihren Geltungsanspruch erst noch durchsetzen müssen; sie zehren vom Versprechen eines noch ausstehenden Besseren. Arme Bevölkerungen lassen sich deshalb leichter für religiöse Intoleranz gewinnen – der Grund liegt weniger in der einen oder anderen Religion. Oft wird Religion von herrschenden Drahtziehern nur als Paravent verwendet, um von anderen Problemen ablenken zu können. Umgekehrt bringt Wohlstand aber nicht automatisch religiöse Toleranz hervor.

Drehen wir die Frage einmal um: Begünstigt religiöse Toleranz die Entwicklung von Wohlstand? Hierfür gibt es zahlreiche historische Daten aus allen Teilen der Welt – und damit auch gute Gründe, religiöse Toleranz als schützenswertes Gut zu betrachten. Toleranz muss man sich nicht nur leisten können; man tut gut daran, sie sich auch leisten zu wollen.»

Christoph Uehlinger richtet die Domino-Frage an Jörg Rössel, Ordentlicher Professor für Soziologie: «Sie erforschen Lebensstile und kulturelle Präferenzen. Lässt sich über diese Kategorien auch der Ort der Religion in der modernen Gesellschaft besser verstehen?»

Ein Lehrpreis, über den man spricht

Gute Lehre ist lebendig, spannend, anschaulich, interaktiv. Das sagen die drei Preisträger des Medical Teacher of the Year Award. Zum ersten Mal wurde der neue Lehrpreis an der Medizinischen Fakultät vergeben.

Von Sascha Renner

Ein Lehrpreis hat dann besondere Gültigkeit, wenn er von den Adressaten der Lehre selbst kommt: den Studierenden. Genau dies ist der Fall beim Medical Teacher of the Year Award der Medizinischen Fakultät. Die Auszeichnung – diesen Herbst zum ersten Mal ausgelobt – wurde von den Medizinstudierenden vergeben. Sie regten den Preis an, sie beurteilten ihre Lehrkräfte und sie verfassten die Laudationes. Die Fakultät bot bereitwillig Hand, so dass der Lehrpreis auch mit einem Geldbetrag dotiert ist.

Bestätigung und Ansporn

Warum vergeben Studierende einen Lehrpreis? «Wir wollen den engagierten Dozierenden gegenüber unsere Wertschätzung ausdrücken. Der Preis soll für die guten eine Bestätigung und für die weniger guten ein Ansporn sein», sagt Eric Kuhn, bis vor kurzem Co-Präsident des Fachvereins Medizin. Schon längere Zeit war ein solcher Lehrpreis im Gespräch, beim Fachverein und beim Studiendekanat Medizin. In Eric Kuhns Amtszeit dann packte man das Geschäft an. Für Kuhn ist es wichtig, Begeisterung bei den Dozierenden zu spüren – wichtiger als dass jede Folie online abrufbar sei. «Mich motiviert, wenn ich merke, dass ein Dozierender Freude an seiner Aufgabe hat.»

Beim Studiendekanat rannten die jungen Mediziner offene Türen ein. «Die Lehre hat es gegenüber der Forschung immer schwer», sagt Studiendekan Erich Russi. «Der Ertrag ist viel geringer: Statt Drittmittel und Kongresseinladungen beschränkt er sich auf die persönliche Befriedigung.» Im gesamten angelsächsischen Raum sind Teacher of the Year Awards weit verbreitet. Es war an der Zeit, findet Russi, der Lehre auch hier mehr Anerkennung zu verschaffen. Registriert er schon einen Effekt? «Man spricht über den Preis», sagt Russi. «Wir erwarten einen positiven Einfluss auf die Lehre».

Kontinuierliches Feedback

Ende des letzten Frühjahrssemesters wurden die Studierenden zum ersten Mal vom Fachverein dazu aufgerufen, ihre Dozierenden zu beurteilen. Die Beteiligung war geringer als erhofft, sie lag bei einem Viertel aller Studierenden, schätzt Eric Kuhn. Er ist aber zuversichtlich, dass die Beteiligung schon beim nächsten Mal steigen wird, wenn der Preis besser bekannt ist. Damit dies geschieht, wurden die Preise im Oktober nicht still verliehen, sondern öffentlich. Die Studierenden hielten eine Laudatio, übergaben das Preisgeld und – als persönliches Andenken – einen Laserpointer mit dem eingravierten Namen des Preisträgers. Auszeichnungen wurden insgesamt drei vergeben: in der Vorklinik an Caroline Maake, in der Klinik an Ulrich Schnyder und in der Zahnmedizin an Rolf Streuli (siehe unten).

Doch nicht erst seit diesem Jahr bemühen sich Studierende wie das Studiendekanat in der Medizin um Qualität in der Lehre. Seit einigen Jahren schon gibt es eine sogenannte Fokusgruppe, bestehend aus fünf bis zehn Studierenden, die jährlich wechseln. Aufgabe dieser Fokusgruppe ist es, ein kontinuierliches Feedback zur Lehrqualität zu gewährleisten, das Studiendekanat aber auch über organisatorische Beeinträchtigungen des Lehrbetriebs zu informieren – besonders wichtig für die Medizinische Fakultät mit ihren vielen klinischen Aussenstandorten.

Bild: Frank Brüderli

Ein Laserpointer als Trophäe: Caroline Maake, Preisträgerin Vorklinik.

«Sie wurden mit einer klaren Mehrheit gewählt. Das erstaunt kaum, wenn man weiss, mit welch spürbarer Begeisterung Sie Ihr Fach unterrichten.»

Laudatio auf Caroline Maake, Provatdozentin für Anatomie

«Bedürfnisse erkennen»

Tradition verpflichtet. Und eine solche habe die Lehre in der Anatomie, sagt Caroline Maake. In der Vergangenheit gab es an der Universität Zürich immer wieder exzellente Hochschullehrer, die das medizinische Basisfach unterrichteten. «Damit der Wissenstransfer optimal gelingen kann, muss man verstehen, welche Bedürfnisse die Studierenden haben», sagt Maake. Und: «Der Stoffumfang ist immens. Da haben die Studierenden Anspruch auf begeisterte Dozierende.» Die vielen Kontaktstunden in der Anatomie erlauben es ihr, auch einmal auf individuelle Anliegen einzugehen. Dass die Auszeichnung von den Studierenden kommt, erfüllt sie mit Stolz. «Der Preis zeigt mir, dass ich meine Zielgruppe erreiche.» Die Auszeichnung hält Maake für besonders wichtig. Denn akademischer Erfolg werde an einer Forschungsuniversität üblicherweise an der wissenschaftlichen Leistung gemessen, nicht an guter Lehre.

Bild: Dominik Golob

Auf den Punkt gebracht: Ulrich Schnyder, Preisträger Klinik.

«Dank der Auswahl spannender Vorlesungsthemen und vieler Patientenbeispiele scharen Sie Ihr Publikum selbst in den Pausen um sich.»

Laudatio auf Ulrich Schnyder, Professor für Poliklinische Psychiatrie und Psychotherapie

«Gute Lehre ist lernbar»

«Ich bin kein Naturtalent», sagt Ulrich Schnyder von sich und behauptet: «Gute Lehre ist lernbar.» Bei der Fachstelle für Hochschuldidaktik hat sich der Psychiatrieprofessor das Rüstzeug geholt. Nicht lernbar aber sei das zweite Kriterium guter Lehre: «Man muss eine Botschaft haben, nicht nur Inhalte.» Schnyders Botschaft lautet: Es gibt eine Reihe wichtiger psychiatrischer Themen – wie Depression, Angststörungen, Suizidgefahr –, die jeder Arzt, und sei er auch Chirurg, kennen muss. Dieser Elan überträgt sich auf die Studierenden. Sie attestieren Schnyder in ihrer Laudatio, die «für manchen schwer fassbare Psychiatrie» mit spürbarer Begeisterung zu vermitteln. Besonders schätzen sie die zahlreichen Patientengespräche in Schnyders Vorlesungen: Der Stoff, derart anschaulich präsentiert, bleibe besser haften. Die Auszeichnung bedeutet Schnyder viel: «Ich habe mich noch nie so über einen Preis gefreut».

Bild: Dominik Golob

Macht den Lehrstoff anschaulich: Rolf Streuli, Preisträger Zahnmedizin.

«Neben harten Facts der Inneren Medizin gehören Anekdoten von humanitären Einsätzen bis hin zu Exkursen in die Literatur zu Ihren Vorlesungen.»

Laudatio auf Rolf Streuli, Titularprofessor für Innere Medizin

«Respekt ist wichtig»

Einsätze für das Schweizerische Katastrophenhilfekorps im Tsunami-Gebiet oder für die DEZA in sibirischen Spitälern – wer seinen Lehrstoff derart mit Praxiswissen und Anekdoten anreichern kann, bannt sein Publikum. Das honorierten die Studierenden der Zahnmedizin: Sie kürten Rolf Streuli zum Medical Teacher of the Year 2008/09. Auch mit Exkursen in die Literatur hält der Internist das Interesse der Studierenden wach. «Im ‹Zauberberg› beschreibt Thomas Mann die Symptome der Tuberkulose sehr anschaulich.» Spannend sollen seine Vorlesungen sein, sagt Streuli, lebendig und frei gesprochen. Das kommt an: Die Studierenden schätzen die «klar strukturierten und verständlichen Vorlesungen, die interaktive Kultur», wie es in der Laudatio heisst. Seine Stunden hat Streuli in zwanzig Jahren kein einziges Mal ausfallen lassen – war er verhindert, liess er sich vertreten. «Aus Respekt den Studierenden gegenüber.»

Applaus

Heike A. Bischoff-Ferrari, Leiterin des Zentrums Alter und Mobilität der Universität Zürich, hat zusammen mit Michael F. Holick von der Boston University den DSM Ernährungspreis 2009 erhalten. Der mit gesamthaft 50 000 Euro dotierte Preis wird alle vier Jahre für innovative Forschung in der Ernährung verliehen. Ausgezeichnet wurden Bischoff-Ferraris grundlegende Beiträge zur Rolle von Vitamin D in der Ernährung und Gesundheit.

Günter Burg, Ordentlicher Professor für Dermatologie und Venerologie, ist für die interaktive dermatologische E-Learning-Plattform «DOIT» mit dem Medida-Prix 2009 ausgezeichnet worden.

Evelyn Dueck, Forschungskredit-Stipendiatin am Deutschen Seminar, **Tobias Kuhn,** Forschungskredit-Stipendiat am Institut für Computerlinguistik, und **Felix Zelder,** Oberassistent am Institut für Anorganische Chemie, sind mit dem Mercator-Preis 2009 für ihre hervorragende wissenschaftliche Leistung und ihren Beitrag im Sinne der Grundhaltung der Stiftung Mercator Schweiz ausgezeichnet worden.

Das E-Learning Center der Universität Zürich hat im Wettbewerb «e-learning web-SIGHT 2009» um die «beste Webpräsenz einer deutschsprachigen Hochschuleinrichtung für E-Learning» den ersten Preis gewonnen.

Elionor Ostrom, seit 1999 Ehrendoktorin der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der UZH, hat als erste Frau den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften 2009 erhalten. Sie wurde ausgezeichnet für ihre Arbeiten darüber, wie Gemeinschaftseigentum erfolgreich von Nutzerorganisationen verwaltet werden kann.

Raimund Dutzler

Ordentlicher Professor für Biochemie
Amtsantritt 1.9.2009

Raimund Dutzler, geboren 1968, studierte Biochemie an der Universität Wien. Von 1994 bis 1998 absolvierte er ein Doktorandenstudium im Fach Biophysik am Biozentrum der Universität Basel, das er 1998 mit einer Dissertation über die Struktur von Porinen abschloss. Als Postdoctoral Fellow am Laboratory of Molecular Neurobiology and Biophysics der Rockefeller University von 1999 bis 2003 arbeitete er an der Struktur von Chlorid-Kanälen. Seit 2003 war Raimund Dutzler als Assistenzprofessor mit Tenure Track am Institut für Biochemie der Universität Zürich tätig. Das Arbeitsgebiet von Raimund Dutzler ist die Strukturbiologie von Ionenkanälen, die er mit Hilfe der Röntgenstrukturanalyse und der Elektrophysiologie untersucht.

Lukas F. Keller

Ausserordentlicher Professor für Evolutionsbiologie der Tiere
Amtsantritt 1.8.2009

Lukas F. Keller, geboren 1966, studierte an den Universitäten Zürich und Basel Zoologie. Danach war er von 1992 bis 1996 Research Assistant an der University of Wisconsin-Madison, USA, wo er 1996 auch den Ph.D. erlangte. Nach einem Jahr als Postdoctoral Research Fellow an dieser Universität wechselte er Ende 1997 an das Departement of Ecology and Evolutionary Biology der Princeton University, USA, wo er bis 2000 als Visiting Research Fellow tätig war. 2000 bis 2003 war Lukas F. Keller Lecturer an der University of Glasgow, Schottland. Danach war er Assistenzprofessor mit Tenure Track für Evolutionsbiologie der Tiere an der Universität Zürich. Seit Mai 2008 ist er auch Direktor des Zoologischen Museums der UZH.

Ulrike Babusiaux

Ordentliche Professorin für Römisches Recht, Privatrecht und Rechtsvergleichung
Amtsantritt 1.10.2009

Ulrike Babusiaux, geboren 1973, studierte an der Universität des Saarlandes deutsches und französisches Recht und bestand dort 1999 das Erste Juristische Staatsexamen. Anschliessend war sie als Rechtsreferendarin am Saarländischen Oberlandesgericht sowie für eine Rechtsanwaltskanzlei in Paris tätig und arbeitete am Lehrstuhl für französisches Zivilrecht. 2001 erlangte sie das Zweite Juristische Staatsexamen. Seitdem war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Zivilrecht und Römisches Recht der Universität des Saarlandes. Dort wurde sie 2005 promoviert und im Jahr 2009 mit einer Schrift zum Thema «Recht und Rhetorik. Zur juristischen Methode in Papinians Quaestiones» habilitiert.

Kjell G. Nyborg

Ordentlicher Professor für Corporate Finance
Amtsantritt 1.8.2009

Kjell G. Nyborg, geboren 1963, studierte Mathematik an der Universität von Chicago und anschliessend Finance an der Graduate School of Business der Stanford University, wo er 1990 die Promotion erlangte. Danach war er bis 1997 als Assistenzprofessor und bis 2004 als ausserordentlicher Professor für Finance an der London Business School tätig. Zudem war er an verschiedenen Institutionen als Gastdozent, etwa bei der Europäischen Zentralbank und an der University of California Los Angeles. Seit 2005 war er ordentlicher Professor für Finance an der Norwegian School of Economics and Business Administration und bekleidete seit 2007 das Amt als akademischer Direktor der Global Finance Academy des University College in Dublin.

Die Banken haben sich mächtig verzockt und eine weltweite Wirtschaftskrise ausgelöst. Während die CS heute wieder Milliardengewinne macht und ihren Managern hohe Boni auszahlt, begleichen die Ärmsten die Zeche der Finanzkrise: mit 60 Millionen zusätzlichen Arbeitslosen und über 200 Millionen neuen Armen weltweit.

Die Credit Suisse hat eine internationale Image-Kampagne lanciert. Das Model auf der Werbung schwärmt, die CS mache Lebensträume wahr – in Tat und Wahrheit haben Banken wie die CS aber die Lebensträume von Millionen Frauen, Männern und Kindern zerstört.

Mit einer Postkarten-Aktion protestiert das SAH gegen diesen Zynismus und fordert von den Banken ein ethischeres Verhalten.
Die Postkarten können gratis unter **www.sah.ch/cs** bestellt werden.

200 Mio Menschen in Armut gestürzt
60 Millionen neue Arbeitslose
Our Banks
to help make poverty reality

Schweizerisches Arbeiterhilfswerk SAH
Gegen Ausbeutung - für faire Arbeit

Grosser Un(i)bekannter

Der Genialische

Bild: Marita Fuchs

Biologe als Beruf, Dichter aus Berufung: Ingmar Werneburg, 28, Doktorand und Assistent am Paläontologischen Institut und Museum der UZH.

Er ist von fast altmodischer Höflichkeit und ein guter Zuhörer. Selber spricht er schnell, beinahe ohne Punkt und Komma, als liefe ihm die Zeit davon. Gerade eben machte er Schlagzeilen: Er erforscht die Stammesgeschichte der Schildkröten und hat aufgrund von embryologischem und fossilem Material herausgefunden, dass Schildkröten älter sind als alle anderen modernen Reptilien.

«Ich bin», sagt der junge Biologe jetzt, «fasziniert von der Formenvielfalt der Wesen, der evolutionären Veränderung über die Zeit.» Schon als Kind habe er versucht, eine Art Stammbaum der verschiedenen Tiere zu zeichnen. Aber wo, fragte er sich, sollte er die Seelilie hinstellen, die aussieht wie eine wunderschöne Blume, aber eine Verwandte des Seeigels ist?

Ingmar Werneburg muss ein spezielles Kind gewesen sein. Schon früh, erzählt er, sei er von der Familie an Dichtung und Fragestellungen herangeführt worden, die über das Materialistische hinausgehen. Mit zwölf schrieb er erste Gedichte, angeleitet von seinem Vater Joachim. Der studierte Elektrotechniker und Dichter aus Berufung hatte ihn mitgenommen auf naturmythische Exkursionen, in die Welt der alten Germanen, Slaven und Skythen. Und Grossvater Walter Werneburg, Kunstpädagoge und Maler, illustrierte Gedichtzyklen mit farbkräftigen Druckgrafiken. «Diese Bilder», sagt der Enkel, «haben meinen Blick geschult.» So, wie die Gespräche mit dem Vater sein Denken geschärft hätten.

Seither wohnen zwei Seelen in der Brust des jungen Mannes – die naturwissenschaftliche als Beruf und die dichterische als Berufung. Lange hatte der Gymnasiast Chemie studieren wollen. Aber es kam anders. «Nach dem Wehrdienst», erzählt Werneburg, «wollte ich wieder etwas Sinnvolles tun.» Er machte ein Praktikum in Husum, war dort Watt-, Vogel- und Salzwiesenführer und lernte spannende Biologen kennen. Nun war klar: Biologie sollte es sein. Aber nicht Genetik und nicht Mikrobiologie, sondern Morphologie, die Lehre von der Struktur und Form der Organismen.

Anatomie schärft Geist und Sprache

Der Begriff Morphologie stammt von niemand Geringerem als Goethe. Auch Ingmar Werneburg sieht sich als Dichter, ohne Wenn und Aber. Er hat sich ein eigenes morphologisches Prinzip in der Dichtung erarbeitet. «Die anatomische Untersuchung», erläutert er, «schult das Auge des Dichters.» Wie bei einer Zeichnung taste er sich an ein Objekt heran, und erst im genauen Studium erkenne er Schattierungen, die er zuvor, in der oberflächlichen Betrachtung, übersehen habe. Mit dem «anatomischen Durchschauen» des dichterischen Objektes schärfe sich die Sprache in Lyrik und Prosa.

Inzwischen hat der junge Dichter Dutzende von Gedichten, Dramen und umfangreiche Reiseberichte zu archäologischen, kulturellen und naturbezogenen Exkursionen geschrieben. Er scheut nicht vor Wörtern wie «heilig» oder «herrlich» zurück, will nichts anderes, als die Kraft der Natur und das, was man göttliche Inspiration nennt, in Worte bannen.

Er weiss, dass er mit seinem Schreiben vorerst weder ein grosses Publikum noch einen Verlag gewinnen kann. So hat er sich vor kurzem ein paar ISBN-Nummern gekauft und ist nun sein eigener Verleger: Scidinge Hall Verlag. Die beiden Erstlinge heissen «Urworte. Panisch» und «Söhne der Sonne». Es sind Gedichtsammlungen und ein Reisetagebuch zu Felsbildern der westschwedischen Bronzezeit. Berühmt werden, meint der junge Dichter, wolle er nicht, wohl aber ernst und wahrgenommen.

Glücklich im «Städtlein am See»

Seine Stelle am Paläontologischen Institut und Museum sieht Ingmar Werneburg als Glücksfall. Zuhause, in Deutschland, sei es für ihn damals nicht möglich gewesen, sich so vertieft auf die Morphologie einzulassen, die ja reine Grundlagenforschung sei, mit einem ästhetischen Anteil zwar, aber kaum ökonomisierbar.

Zürich mit dem See und den Bergen findet er faszinierend. Auf dem Weg zur Universität ist er jeden Tag dem Mythenquai entlang geradelt, an einem Brunnen vorbei. Dieser habe ihn zu der Elegie «Der Byzantinische Brunnen» inspiriert:

Über dem Alpengebirg, dem Boreas trutzig entgegen, / Ausgestreckt liegt im Tal ruhig das Städtlein am See. / Lärmiges Völkchen bei Nacht ist geschäftig zu hellerer Stunde. (...)

Noch bis August 2010 wird Ingmar Werneburg in Zürich bleiben, dann ist seine Doktorarbeit abgeschlossen. Wo sieht er sich in fünf Jahren? «An einem Schreibtisch, Gedichte schreibend», antwortet er spontan. Beruflich möchte er weiterhin als Biologe arbeiten. Am liebsten an einem grossen Naturkundemuseum, wo er einerseits Ausstellungen leiten und in Kontakt mit dem Publikum sein, anderseits seine morphologische Forschung weiter betreiben könnte: «Wenn man nicht forscht, kann man den Leuten nichts Fundiertes vorlegen.»

Irgendwann wird es ihn zurückziehen ins heimatliche Thüringen, «in dieses herrliche Licht, in das Mittelgebirge». Das Dichten wird seine Berufung bleiben. Es sei eine Kraft, die ihn zerstöre, wenn er sie nicht freilassen würde: «Wesen, die in mir gären, und die geformt werden müssen». Da ist er wieder, dieser Zug ins Genialische, der diesen jungen Mann schon während des ganzen Gespräches umwehte.

Paula Lanfranconi, Journalistin

Mehr zu Morphologie und Dichtung: www.ingmar-werneburg.de

Wissenschaft in der Literatur: «Sartor Resartus» von Thomas Carlyle

Ein verschrobener Grübler, genannt Teufelsdröckh

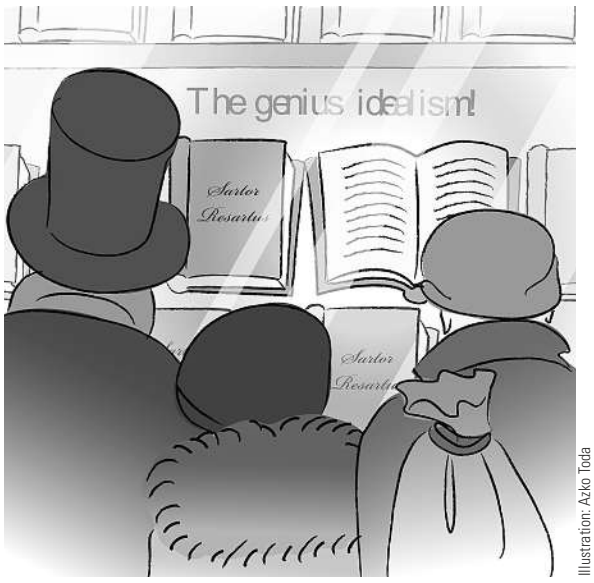


Illustration: Azko Toda

Schon der Titel Sartor Resartus erweckt den – zutreffenden – Eindruck eines schwer zugänglichen Buchs. Zu übersetzen wäre er etwa mit «Der Schneider neu geschneidert». Das 1833–34 erschienene fiktive Werk gibt vor, Passagen aus einem philosophischen Werk «Die Kleider, ihr Werden und Wirken» eines deutschen Professors Diogenes Teufelsdröckh herauszugeben. Der britische Herausgeber will so seinen empiristisch-utilitaristisch geprägten Landsleuten das Denken der deutschen Idealisten näherbringen. Übersetzungsprobleme, der chaotische Aufbau und die ausgefallene sartoriale Bildsprache des Originals machen ihm die Arbeit zur Plage. Seine Überzeugung, dass der Leser den Lebenskontext des Philosophen kennen müsse, um sein Denken verstehen zu können, führt ihn in weitere Probleme. Die Vita des Professors ist nämlich elusiv, denn sie ist nur in Form von Klatsch, mystifizierenden Anekdoten und inkonsistenten Selbstbeschreibungen überliefert. Jedenfalls erscheint Teufelsdröckh als genial-verschrobener Grübler am Rand des Wahnsinns.

Frivolitäten und Übertreibungen

Vorlagen Carlyles waren Laurence Sternes «Tristram Shandy» sowie Wissenschaftsparodien Jonathan Swifts. Mit den Romanen seiner Zeit hat Sartor Resartus hingegen wenig gemeinsam, denn er ist in keiner Weise realistisch und schert sich keinen Deut um die Psychologie seines einzigen Protagonisten. Eine Handlung hat er auch nicht. Das Büchlein hat indessen andere Qualitäten. So thematisiert der Herausgeber mit seinen Problemen und Zweifeln darüber, wie er Teufelsdröckhs Werk interpretieren soll, zugleich die Frage, wie der Leser das vorliegende Buch zu lesen habe. Die Lektüre von Sartor Resartus wird so zu einer selbstreflexiven Tätigkeit. Eine weitere Stärke des Buchs ist, dass es bei aller scheinbarer Frivolität und Übertreibung eine Fülle an ernsthaften und gehaltvollen Gedanken enthält. Die Passagen zur Biografie Teufelsdröckhs, so äusserlich sie bleiben, haben die Struktur eines Bildungsromans und thematisieren zum Beispiel die Frage nach der «vocation», der Berufung zur Tätigkeit, in der alle Gemütskräfte miteinander harmonieren.

Nur scheinbar eine Parodie

Im Teil, der näher auf das teufelsdröckhsche Gedankengut eingeht, gibt Carlyle akkurat Grundbegriffe Kants und der deutschen Idealisten wieder. So insistiert Teufelsdröckh auf der Unterscheidung von phänomenalem Verstandeswissen und noumenalen Gegenständen der Vernunft. Er beklagt den Fortschritt der Wissenschaft als Siegeszug des Verstandes, des blossen Zählens und Messens, und fordert eine Wiederherstellung der Autorität der Vernunft, der Fantasie und des Staunen-Könnens, welche für ihn die Grundlage eines gelingenden sozialen und religiösen Lebens ist.

Verblüffend ist die Tragfähigkeit der Kleider-Metapher. Mit Gewinn liest man, wie Teufelsdröckh mit den liturgischen Gewändern die ganzen konkreten religiösen Formen mitmeint, die die göttliche Idee bekleiden; wie er Symbole als eine Art irdische Gewänder sieht, die sich mit der Zeit austragen, und wie er mit der natürlichen Welt auch Raum und Zeit, die transzendentalen Formen der Anschauung, für Bekleidungen seines «himmlischen Ichs» erklärt.

Das Buch könnte leicht als die Parodie des romantisch-idealistischen Denkens missverstanden werden, als die es Carlyle getarnt hat. Tatsächlich hat der Autor Teufelsdröckhs Meinungen selbst vertreten. Mit der Stimme des Editors nimmt er das Unverständnis und die Ungläubigkeit der utilitaristisch geeichten britischen Öffentlichkeit vorweg und programmiert sie dem Buch ein. Sartor Resartus ist und bleibt so am Ende ein anspruchsvoller Text, der durch seine Ambiguitäten den Leser herausfordert, über die vorgestellten Ideen nachzudenken und sich viele Fragen selbst zu stellen.

Florian Bissig,
Doktorand am Englischen Seminar.

Thomas Carlyle: Sartor Resartus. Oxford University Press 2008. 320 Seiten.

Wir empfehlen an dieser Stelle Romane, die sich auf Wissenschaft oder Hochschule beziehen. Falls Sie kürzlich auf ein solches Buch gestossen sind und eine Besprechung schreiben möchten, wenden Sie sich an: unijournal@kommunikation.uzh.ch

Alumni-Vereinigung des Historischen Seminars

Über Weltgeschichte reden – und über Michelle Obamas Kleid

Das Alumni-Wesen an der UZH ist noch sehr jung. Trotzdem existieren bereits zwanzig Ehemaligen-Vereine, die gemeinsam über 13 000 Mitglieder haben. Mag die Zielsetzung bei all diesen Vereinen ähnlich aussehen – nämlich Netzwerke zwischen Ehemaligen, Studierenden und der Alma Mater aufzubauen – so finden sich doch sehr unterschiedliche Spielarten. Die im Mai 2008 gegründete Alumni-Vereinigung Historisches Seminar (HS-Alumni) etwa setzt vor allem auf gute Kommunikation.

Mit viel Herzblut

Mit Daniela Decurtins konnte HS-Alumni eine Kommunikationsexpertin an Bord des Vorstands holen. Selbst einmal Geschichtsstudentin an der UZH, ist sie heute beim «Tages-Anzeiger» als Mitglied der Chefredaktion tätig und bringt somit das Know-how mit, um die Inhalte und Ziele des Vereins auf eine ansprechende Weise zu vermitteln. Nebst der Moderation von Gastvorträgen ist Daniela Decurtins für die Redaktion von HS-Alumni-Info verantwortlich, einem Newsletter, der zweimal jährlich erscheint und neben dem Frühlings- und Herbstanlass zu den Fixpunkten des Alumni-Jahres gehört. Der Newsletter gleicht in seinem Umfang schon eher einer kleinen Zeitung und hat aus diesem Grund inhaltlich mehr zu bieten als eine blosse Programmvorschau. «Wir versuchen Themen zu bringen, von denen wir glauben, dass sie die Mitglieder interessieren. Es sind vorwiegend People-Geschichten», sagt Daniela Decurtins. So erfährt man als Leser nicht nur, was aus den ehemaligen Kommilitoninnen und Kommilitonen beruflich geworden ist – das Spektrum reicht vom Archivar bis zum Steuerexperten –, sondern auch Anekdoten zum universitären Alltag. Es geht um Themen, mit denen sich die Seminarleitung aktuell beschäftigt, oder darum, was bei den Studierenden in punkto Geschichte gerade «en vogue» ist. Auch wenn der Newsletter nur zweimal pro Jahr erscheint, gehört jedes Mal ein grosses Stück Arbeit dazu, die passenden Geschichten zu finden und journalistisch aufzuarbeiten. Mittlerweile treten die Mitglieder jedoch selbst mit Ideen an Daniela Decurtins heran, was zeigt, dass der Newsletter auf gute Resonanz stösst.

Ein gesundes Wachstum

HS-Alumni ist einer der jüngsten Ehemaligen-Vereine an der Universität Zürich. Laut Alumni UZH, der Dachorganisation der Alumni-Vereinigungen, gehört er zu den schnellstwachsenden Organisationen seiner Art. Er zählt mittlerweile 400 Voll- und 150 Freimitglieder. Bei Letzteren handelt es sich um jene Hauptfachabsolventinnen und -absolventen, die im ersten Jahr keinen Mitgliederbeitrag entrichten müssen, also quasi gratis Vereinsluft schnuppern dürfen.

Carsten Goehrke, emeritierter Professor für Osteuropäische Geschichte und Vizepräsident von HS-Alumni, würde sich wünschen, noch etwas mehr und vor allem zahlungskräftige Mitglieder an Land zu ziehen, um mit diesen in Zukunft Projekte am Historischen Seminar zu unterstützen. «Wir wollen jedoch nicht zu schnell zu viel anpacken», sagt er. Auch Daniela Decurtins sieht den HS-Alumni gegenwärtig in der Konsolidierungsphase: «Wir müssen zuerst schauen, was die Bedürfnisse unserer Mitglieder sind, glauben aber auf dem richtigen Weg zu sein.»

Der diesjährige Herbstanlass konnte jedenfalls viele Anmeldungen verbuchen. Nebst einer historischen Führung durch St. Gallen wurde eine Textilfirma besichtigt. Da war dann für einmal nicht nur Geschichte ein Gesprächsthema, sondern auch Michelle Obamas Kleid, das sie während der Amtsinauguration trug. Der feine Stoff dafür stammt aus St. Gallen.

Maurus Immoos, Journalist

Bild: David Werner

Bringt kommunikatives Know-how ein: Journalistin Daniela Decurtins.

Vergabungen

Der Vorstand des ZUNIV (Zürcher Universitätsverein) hat an der Sitzung vom 23. September 2009 vier Gesuche behandelt und die folgenden zwei Gesuche im Gesamtbetrag von 3000 Franken bewilligt:

Ostasiatisches Seminar: 1000 Franken an die Tagung «Das 14. Treffen der Initiative zur historischen Japanforschung»

Ethnologisches Seminar: 2000 Franken an Publikation «Kindheit und Jugend anderswo», Ethnographische Feldforschungen

Im Jahr 2009 wurden bis jetzt 62 450 Franken bewilligt.

ZUNIV-Sekretariat, Silvia Nett

Universität Zürich
30.11. – 28.2.2010

uniagenda

Antrittsvorlesungen

Welche Werte wählen? Über Risiken und Chancen einer Wert-Theologie. 30. Nov., PD Dr. Matthias Neugebauer, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Ein ökonomischer Blick auf die Macht der Medien. 30. Nov., PD Dr. Matthias Benz, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Über Radiernadel und Meissel. Für eine Philosophie der Vielfalt. 30. Nov., PD Dr. Jürg Berthold, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Gentherapie für angeborene Immundefekte – Hoffnung und Herausforderung. 5. Dez., PD Dr. Janine Reichenbach, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Texte mit viel Weiss herum. Kleine Phänomenologie des Gedichts. 5. Dez., PD Dr. Thomas Strässle, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Vogelgrippe – Schweinegrippe: Der Weg zum Grippemittel Tamiflu. 7. Dez., PD Dr. Martin Karpf, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Politikwissenschaftliche Interpretationen der Transformation des Fussballs in Europa. 7. Dez., PD Dr. Dirk Lehmkuhl (Professor Universität St. Gallen), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Eugenik und Verfassung. 7. Dez., Prof. Dr. Bernhard Rütsche, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Im Kampf mit dem Körperfett – Lieber Laufen, Schwimmen oder Radfahren?. 12. Dez., PD Dr. Beat Knechtle, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Sinn und Wahnsinn von Avastin® im Auge. 12. Dez., PD Dr. Stephan Michels, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Social Networks and Marketing. 14. Dez., Prof. Dr. Florian Stahl, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Species from Space – Remote Reflections on Pixels, Processes, and Policy. 14. Dez., Prof. Dr. Michael Schaepman, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

How drugs get into and out of cells: Regulation of Liver and Intestinal Membrane Transporter Genes. 14. Dez., PD Dr. Jyrki Eloranta, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Veranstaltungen

E-Learning TOPIC: Recht und Medien – Rechtliche Aspekte beim Einsatz von Online-Materialien. 1. Dez., Hirschengraben 84, F-05 (Seminarraum 1. Stock), 16.00h

Literaturbeschaffung an der Universität Zürich: Tipps und Tricks fürs Studium. 2. Dez., Denise Lucchini (Hauptbibliothek Universität Zürich), Studienbibliothek Irchel, Strickhofstr. 35/41, 12.30h

Poètes à l'écart. Carola Giedion-Welcker und ihre Sammlung moderner Literatur an der Universität Zürich. Ausstellungsvernissage. 2. Dez., Ausstellung von Studierenden des Seminars für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der UZH, Cabaret Voltaire, Spiegelgasse 1, 18.00h

RWI-Bibliothek: Recherchieren für erste Arbeiten (Seminar- und Fallbearbeitungen). 4. Dez., Bettina Bernasconi (lic. iur. Fachreferentin), Rämistr. 74, J003 (Schulungsraum), 12.15h

Wahrheit und Geschichte. 4. und 5. Dez., Prof. Dr. Knut Backhaus; Prof. Dr. Pierre Bühler; Prof. Dr. Claire Clivaz; Prof. Dr. Philipp Sarasin; Prof. Dr. Jens Schröter; Prof. Dr. Jean Zumstein, Grossmünsterbau, Kirchgasse 9, 200 (Grosser Seminarraum, 2. Stock), Fr ab 13, Sa ab 9h

Zwangsstörungen – erforscht und behandelt. 6. Dez., mehrere Referierende, Universitätsspital Zürich, Frauenklinikstr. 10 (Grosser Hörsaal NORD1), 8.15h

Öffentliche Führung zum «Tier des Monats – Mammut» (auch für Familien geeignet). 6. Dez., mit den Historikerinnen Silke Bellanger, M.A. und Dr. Aline Steinbrecher, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, E, 11.30h

«Auf in die Vergangenheit!» – Zeitreise durch Jahrmillionen und spannende Forschungsaufgaben für die ganze Familie. Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, E 60, immer sonntags um 14.00h

Verleihung des Jugendpreises 2009; daran anschliessend «Geologie metallischer Rohstoffe – Gold in der Schweiz». 7. Dez., Prof. Christoph A. Heinrich (ETHZ), Universität Zürich Zentrum, Künstlergasse 12, D54 (Seminarraum), 19.30h

Lernen anhand realitätsnaher Situationen in der Professionsausbildung. 8. Dez., Monika Urfer-Schumacher MPH (Fachstelle der Stiftung Careum), Rämistr. 74, J 031, 12.15h

The Persuasiveness of Obscure Information: If they advertise it, it must be good. 8. Dez., Prof. Dr. Michaela Wänke, Universität Basel, Binzmühlestr. 14, 0-K.02, 16.15h

Gospel Sing Along. 8. Dez., Freddy Carnel und Band, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Chancengleichheit und «Behinderung» im Bildungswesen. 10. Dez., Sabine Andresen (Bielefeld); Markus Dederich (Dortmund); Franziska Felder (London/Zürich); Peter Lienhard; Christian Liesen, (Zürich); Kirsten Meyer (Berlin); Barbara Schmitz (Basel); Thomas Schramme (Hamburg); Ivo Wallimann (Zurich), Zollikerstr. 117, E 14 (ZOA), 15.00h

Imperial Menageries: Asian Elephants from Ceylon for the Habsburg Court. 10. Dez., Annemarie Jordan Gschwend (Visiting Curator, Museum Rietberg), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 174, 18.30h

Jobsuche in der Krise (PhF, ThF). eintägiger Workshop – auf Voranmeldung! 11. Dez., Dr. Thorsten Thiel (Career Services Center UniSG), UZH, Karl-Schmid-Str. 4, F-152, 09.00h

Einführungskurs zu ZORA & Open Access. 15. Dez., Forschungsbibliothek Irchel, Winterthurerstr. 190, K 92 (Kursraum), 14.00h

Süsser Kuchen für planschende Kinder. Kuchenverkauf der Uni-Kinderkrippe Spielchischte. Gesammelt wird für ein neues Planschbecken. 17. Dez., Universität Zürich Zentrum, Foyer, Rämistr. 71, 10.00–16.00h

Vom Delta nach Theben – zwischen Einsamkeit und Massentourismus. Ein Reisebericht. 17. Dez., Dr. Robert Bigler, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.30h

Theologische Wirtschaftsethik. Stand, Aufgaben und Perspektiven. 22. Jan., diverse Referierende, Theologische Fakultät, Kirchgasse 9, 200 (Grosser Seminarraum), 09.15h

Veranstaltungsreihen

Auferstehung der Evidenz?

Evidenz im Bild. Van Goghs Schuhe, Heidegger und kein Ende. 2. Dez., Prof. Dr. Hartmut Böhme (HU Berlin), Moderation: Philipp Sarasin, Rämistr. 36, E 14, 18.15h

Narration und Referenz. 9. Dez., Prof. Dr. Albrecht Koschorke (Universität Konstanz), Moderation: Michael Gamper, Rämistr. 36, E 14, 18.15h

Berge (Interdisz. Ringvorlesung der Privatdozierenden)

Alpenbilder. Der Berg im Spiegel religiöser Praxis. 2. Dez., Dr. theol. Daria Pezzoli-Olgiati (SNF-Förderungsprofessorin), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Das Tatra-Gebirge als Symbol der slowakischen nationalen und politischen Identität. 9. Dez., Dr. phil. Josette Baer (Privatdozentin für Politische Philosophie/ Theorie), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Homo Alpinus oder die vermessene Nation. 16. Dez., Dr. phil. Hans-Konrad Schmutz (Privatdozent für Geschichte der Anthropologie), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Bilder und Zerrbilder Italiens (Interdisz. Vorlesungsreihe des Italienzentrums an der UZH)

San Cipirello. Erinnerungen an 40 Jahre Forschungstätigkeit in einem sizilianischen Dorf. 2. Dez., Prof. Dr. Hans Peter Isler, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150 (Hörsaal), 18.15h

Fanciulla, cantante, dai tratti orientali: l'Italia che piace nell'Europa fra Sette e Ottocento. 9. Dez., Prof. Dr. Tatiana Crivelli, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150 (Hörsaal), 18.15h

Forza, povera Italia! Silvio Berlusconi von aussen gesehen. 16. Dez., Prof. Dr. Carlo Moos, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G-201 (Aula), 18.15h

Biologie und Erkrankungen von Wildtieren

Meister der Anpassung – Überlebensstrategien von Kamelen in Dornbuschsavannen und Halbwüsten. 8. Dez., Wolfgang von Engelhardt (Prof. Dr. med. vet. Dr. h.c. emerit., ehem. Direktor des Physiologischen Instituts der Tierärztlichen Hochschule), Winterthurerstr. 260, 00.04 (Demonstrations-Hörsaal), 17.15h

Erzählte Medizingeschichte

Die Medizinische Fakultät, wie ich sie erlebte. 10. Dez., Ernst Buschor, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 21, 12.30h

Evolution (Ringvorlesung der Kommission für Interdisz. Veranstaltungen)

Verirrungen im 20. Jahrhundert: A) Darwin und die beiden Gesichter des ethischen Individualismus; B) Eugenische Utopien und der frühe Darwinismus. 3. Dez., Prof. Klaus-Peter Rippe (PH Karlsruhe), Prof. Hans-Konrad Schmutz, Universität Zürich, Rämistr. 71, B-10, 18.15h

Darwin und die Religion: A) Die Fitness und die Religion. Ein theologischer Blick auf Darwins Evolutionstheorie; B) Theologische Debatten um die Evolutionstheorie. 10. Dez., Prof. Hans Weder (Universität Zürich), Prof. Friedrich Wilhelm Graf (Universität München), Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Das philosophische Erbe: A) Evolutionäre Erkenntnistheorie; B) Die Evolutionstheorie und die Philosophen. 17. Dez., Prof. Hans-Johann Glock (Universität Zürich), Prof. Gereon Wolters (Universität Konstanz), Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Evolution: Darwins Erben (Wissenschaftshist. Kolloquium)

Evolution oder Intelligent Design in den Wissenschaften?. 8. Dez., Prof. Dr. Rolf Zinkernagel (Universität Zürich), ETH Zentrum, Rämistr. 101, G 3 (Hörsaal), 18.00h

Facetten der Entwicklung

Himalaya und Hindukusch: Umwelt und Entwicklung in den höchsten Gebirge der Erde. 9. Dez., Prof. Dr. Marcus Nüsser (Südasien-Institut der Universität Heidelberg), ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D 1.2, 18.15h

Die Alpen: Brachland oder Laboratorium für nachhaltige Entwicklung? 13. Jan., Dr. Dominik Siegrist (Hochschule für Technik, Rapperswil), ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D 1.2, 18.15h

China: Ein Vielvölkerstaat im Wandel. 27. Jan., Prof. Dr. Mareile Flitsch (Völkerkundemuseum der Universität Zürich), ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D 1.2, 18.15h

Fleckolloquium HS 09

Fleck and Metaphors. 2. Dez., Input: Pawel Jarnicki (Universität Breslau), Moderation: Prof. Johannes Fehr (Leiter Ludwik Fleck Zentrum) und Dr. des. Rainer Egloff (Mitarbeiter Ludwik Fleck Zentrum), Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Future Reloaded: Zukunftsvisionen zwischen Wissenschaft und Fiktion

Die Zukunft des Menschen: entgrenzt, verbessert, übermenschlich. 1. Dez., Kurzvorträge und Diskussion mit: Beat Glogger (Buchautor und Wissenschaftsjournalist), Dr. Susanne Brauer (wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Nationalen Ethikkommission im Bereich der Humanmedizin) und Dr. Dieter Sträuli (Universität Zürich, Psychologisches Institut), Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Intergalaktisches Powwow. Vorweihnächtliches Stammestreffen, Austausch, Wettstreit und Fest zwischen Wissenschaft und Science-Fiction. 15. Dez., Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15–22.00h

Gastvorträge am Musikwissenschaftlichen Institut

Ferruccio Busoni und Umberto Boccioni am Lago Maggiore. Komponistenporträts als Dokumente der Künstlerbegegnung. 9. Dez., Prof. Dr. Dietrich Erben (München), Musikwissenschaftliches Institut, Florhofgasse 11 (Seminarraum), 18.15h

Gemeinsamkeit im Alter

(Wahl-)Verwandtschaften – Die Bedeutung von Verwandtschaftsbeziehungen für ältere Menschen. 2. Dez., Dr. phil. Nina Jakoby, Universität Zürich, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 101, 18.15h

Frauen und Männer im Alter: Wenn beide aus der Rolle fallen. 16. Dez., Prof. Dr. Insa Fooken (Universität Siegen), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 101, 18.15h

Karriere über Mittag

Vorbereitet ins Assessment Center. 1. Dez., Mirjam Schaffner, Florian Wagner, Irchel, Winterthurerstr. 190, G 91 (Hörsaal), 12.15h

Hochschuldidaktik über Mittag – Internationalisierung der Lehre

With students' eyes: Reflecting on the international dimension of university teaching and learning within the Erasmus Mundus Masters of Lifelong Learning. 2. Dez., Rosa Lisa Iannone (Kanada), Pik Wa Josephine Lau (Hong Kong), My-Xuan Nguyen (Vietnam), Kathrine Procter (Dänemark), Oleksandra Skrypnyk (Ukraine), Universität Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (KOL), 12.15h

Medientalk – Zukunft der Leitmedien

Medien, Markt und Publikum IV. 1. Dez., René Zeller (NZZ-Inlandressortleiter), Frank Esser (Professor für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 101, 18.15h

Menschen, Erkennen, Evolution

Mumien: Was erzählen sie uns über die Vergangenheit?. 14. Dez., Careum Bildungszentrum, Gloriastr. 16, 222, 18.00h

Weltraummedizin: Was macht die Schwerkraft mit unserem Körper? 11. Jan., Careum, Gloriastr. 16, 222, 18.00h

Öffentliche Vorträge des Paläontologischen Instituts und Museums

Jurassic Park, südliche Ansicht: Wirbeltierfunde aus Patagonien. 9. Dez., PD Dr. Oliver Rauhut (Bayerische Staatssammlung, München), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E 72a/b, 18.15h

Palynologie und Palynofazies Beispiele aus der frühen Trias Pakistans und Tibets. 12. Jan., dipl. geol. Elke Hermann, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E 72a/b, 18.15h

Massenaussterben und ihre möglichen Ursachen. 10. Feb., Dr. Heinz Furrer (Universität Zürich), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E 72a/b, 18.15h

Science Bar Zürich

Der Sozialstatus bestimmt die Gesundheit! 7. Dez., Prof. Dr. Peter C. Meyer (Soziologe und Direktor des Departements Gesundheit, ZHAW), Dr. Thomas Heiniger (Regierungsrat und Gesundheitsdirektor des Kantons Zürich), Bar-Buchhandlung sphères, Hardturmstr. 66, 20.00h

Forschung und Gesellschaft: Ein zerrüttetes Verhältnis. 4. Jan., Prof. Dr. Michael O. Hengartner (Molekularbiologe und Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, UZH), Prof. Dr. Dieter Imboden (Physiker und Präsident des Nationalen Forschungsrats des SNF), Bar-Buchhandlung sphères, Hardturmstr. 66, 20.00h

Tote fürs Leben. 1. Feb., PD Dr. med. Frank Rühli (Arzt und Mumienforscher, Anatomisches Institut, UZH), Prof. Dr. med. Daniel Hell (Psychiater, Kompetenzzentrum Depression und Angst, Privatklinik Hohenegg), Bar-Buchhandlung sphères, Hardturmstr. 66, 20.00h

Texte verstehen – Texte verfassen. Interdisziplinäre Zugänge zur Textkompetenz

Textkompetenz im Fremdsprachenunterricht anhand von Samuel Beckett, Flötentöne, Französisch/Deutsch, edition Suhrkamp 1098, Ffm 1982. 1. Dez., Dr. Sven Siegrist, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, D 54, 18.00h

Einsatz von korpuslinguistischen Methoden als Lernstrategie zur Verbesserung der Textkompetenz. 8. Dez., Dott. Renata Zanin (Universität Brixen/Bozen), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, D 54, 18.00h

Arten des Wissens, Formen der Rede. Vorschlag für eine minimale Systematik des literalen Feldes. 15. Dez., Prof. Dr. Paul R. Portmann-Tselikas, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, D 54, 18.00h

Veranstaltungen für Alumni

Ökonomenlunch: Executive Compensation zwischen Markt und Moral. 28. Jan., Dr. Mark. R. Hoenig (Geschäftsführender Partner, Egon Zehnder International), Zürich, Beef-Club Mövenpick, Beethovenstr. 32 (Timber-Room), 12.00h

Ökonomenlunch zum Thema «Glück». 23. Feb., Prof. Dr. Bruno S. Frey, Beef-Club Mövenpick, Beethovenstr. 32 (Timber-Room), 12.00h

Vorträge der Freunde antiker Kunst

Seianti Hanunia, Larthi Cilnei und andere. Einblicke in die Lebenswelt adliger Etruskerinnen in hellenistischer Zeit. 8. Dez., Mag. Dr. Petra Amann (Universität Wien), Archäologische Sammlung, Rämistr. 73, E 8, 18.15h

meine agenda

Robert Weibel

Meister der Anpassung – Überlebensstrategien von Kamelen in Dornbuschsavannen und Halbwüsten.

8. Dez., Wolfgang von Engelhardt, Winterthurerstr. 260, 00.04 (Demonstrations-Hörsaal), 17.15h

«Der Zoologe Alfred Brehm bezeichnete das Kamel zwar als ‹das unliebenswürdigste, dümmste, störrischste und ungemütlichste Geschöpf, welches man sich denken kann›, aber es ist trotzdem eines meiner absoluten Lieblingstiere. Kamele praktizieren Anpassung nicht im Sinne von Unterwerfung, sondern als optimale Nutzung knapper Ressourcen. Als Ruderer beeindruckt mich an ihnen, dass sie zäh und ausdauernd sind und sich energieeffizient bewegen.»

Species from Space – Remote Sensing on Pixels, Processes, and Policy.

14. Dez. Michael Schaepman, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

«Die Fernerkundung liefert faszinierende Bilder der Erde aus der Luft und aus dem Weltall. Mein Institutskollege Michael Schaepman wird in seiner Antrittsvorlesung zeigen, wie spannende neue Verfahren dazu eingesetzt werden können, den globalen Wandel unserer Umwelt besser zu dokumentieren und zu verstehen, und wie diese Erkenntnisse in die Entscheidungsprozesse der Politik einfliessen können.»

Forschung und Gesellschaft: Ein zerrüttetes Verhältnis.

4. Jan., Michael Hengartner, Dieter Imboden, Bar-Buchhandlung sphères, Hardturmstr. 66, 20.00h

«Die Reflexion über die Beziehung von Forschung und Gesellschaft finde ich eminent wichtig. Und am 4. Januar ist es noch nicht zu spät, um gute Vorsätze fürs neue Jahr zu fassen, wie man als Forscher dazu beitragen will, dieses Verhältnis zu verbessern.»

Robert Weibel ist Professor für Geographische Informationswissenschaft und Captain des Professorenachters der UZH, der kürzlich den traditionellen Rudermatch gegen die Kollegen der ETH gewonnen hat.

Stimmt es, dass …

… die Arbeitswelt immer ungerechter wird?

Die Arbeitswelt befindet sich zweifellos im Umbruch. Normalarbeitsverhältnisse, die ein gesichertes Einkommen und arbeitsrechtlichen Schutz bieten, verlieren zugunsten flexibler, häufig auch prekärer Arbeitsverhältnisse an Boden. Wird die Arbeitswelt somit ungerechter? Neoliberale empfinden allein schon diese Frage als Zumutung, meinte doch Friedrich von Hayek, dass das Nachdenken über das Unwort «soziale Gerechtigkeit» fruchtlos sei. Viele Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler räumen wiederum ein, dass ihre Profession keine normative Bewertung gesellschaftlicher Verhältnisse erlaube. Opportun ist immerhin, die Entwicklung der Arbeitswelt vor dem Hintergrund der gesellschaftlich vorherrschenden Gerechtigkeitsstandards zu analysieren. In der Tat ist die Entstehung der modernen Arbeitswelt im 19. Jahrhundert mit dem Aufstieg der Ansicht verknüpft, dass nicht zugeschriebene Merkmale wie etwa soziale Herkunft, Geschlecht, Hautfarbe, Ethnie oder die Mitgliedschaft in einer Zunft, sondern die Leistung auf Arbeitsmärkten entscheiden sollte, ob ein Mensch wohlhabend oder arm ist.

Flexibilisierung mit Vor- und Nachteilen

Inzwischen wissen wir, dass selbst leistungsorientierte Arbeitsmärkte zwar eine effiziente, nicht aber eine gerechte Gesellschaft garantieren. Das spürten im 19. Jahrhundert vorab Väter, Mütter und Kinder, die ihre Arbeitskraft in Manufakturen zu Spottpreisen anbieten mussten. Der Ruf nach mehr Gerechtigkeit mündete folglich in die Forderung nach Erwerbsverhältnissen, die mehr als nur das Überleben sichern; die vor Arbeitsrisiken, willkürlicher Behandlung und Kündigungen schützen sowie eine geregelte Arbeitszeit und ausreichende Freizeit garantieren. Spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind viele dieser Forderungen zumindest in Ansätzen mit der Schaffung eines Arbeitsrechts und von Versicherungen gegen Einkommenseinbussen bei Erwerbsausfall, Unfall, Krankheit und Invalidität erfüllt.

Dieser im Normalarbeitsverhältnis verankerte Gerechtigkeitsschub scheint seit einigen Jahren in Frage gestellt. So wird etwa moniert, dass die Sozialleistungen abgebaut würden, die Kluft zwischen Arm und Reich grösser wird, immer mehr Menschen aus dem Arbeitsmarkt fallen und neuerdings wieder Arbeitsverhältnisse an Boden gewinnen, die weder ökonomische noch arbeitsrechtliche Sicherheit bieten – wie etwa Taglohn, befristete Jobs oder Leiharbeit. Dagegen wird zu Recht eingewendet, dass flexible Arbeitsverhältnisse ein Mehr an Gerechtigkeit versprechen, da es nun zum ersten Mal möglich sei, dass Mann und Frau sowohl Lohn- als auch Familienarbeit leisten können.

(Illustration: Azko Toda)

Leistung und Lohn

Kaum weniger wichtig als die Frage nach den sozialen Implikationen der neuen Arbeitsverhältnisse ist indes die Frage, inwiefern die realen Arbeitsmärkte überhaupt dem modernen Anspruch gerecht werden, dass der Lohn der Arbeit primär durch die persönliche Leistung bestimmt wird. Zwar ist einzuräumen, dass mit der Etablierung der Marktgesellschaft im 19. Jahrhundert das Rückgrat von Ideologien gebrochen wurde, die die Verteilung von Privilegien auf der Grundlage politischer Macht und zugeschriebenen, nicht mittels Leistungen erwerbbaren Merkmalen rechtfertigen. Der Zugang zu privilegierten Jobs aber wurde und wird auch in Zukunft durch politische und soziale Faktoren mitbestimmt.

Erinnern wir uns zurück: Adam Smith betrachtete Zünfte als berufspolitische Vereinigungen, die ihre Mitglieder vor den ökonomischen Risiken wirtschaftlicher Konkurrenz schützten. Auch wenn ihre Nachfolger, Berufsverbände, Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften nicht mehr Frauen und religiöse Minderheiten diskriminieren, sind ihre Mitglieder am Schutz vor Marktrisiken interessiert, sei das durch eine Verminderung des Angebots an Arbeitskraft (zum Beispiel durch Marktzugangsbarrieren), die Erhöhung der Nachfrage (etwa durch Staatsaufträge) oder Staatshilfen für bestimmte Branchen und Unternehmen. Von daher versteht es sich von selbst, dass es für Erwerbstätige in kompetitiven, wenig lukrativen Märkten und vornehmlich für Flexibilisierungsverlierinnen und -verlierer ungerecht erscheint, dass ausgerechnet ihnen der Staat diese Protektion vorenthält.

Kein weiterer Gerechtigkeitsschub

Eine Vielzahl von Studien, die sich mit dem Zugang zu höherer Bildung und Kaderpositionen in Wirtschaft und Staat befassen, verdeutlicht zudem, dass die Arbeitswelt den meritokratischen Anspruch der Moderne auch in Zukunft nur partiell einlösen wird. So zeigt etwa die aktuelle nationale Studierendenbefragung der CRUS und VSS (2009), dass Studierende aus bildungsfernen Familien an den schweizerischen Universitäten nach wie vor zigmal geringer vertreten sind als solche aus akademischem Milieu. Hinzu kommt, dass der Zugang zu gut dotierten Jobs noch immer von ererbtem inkorporiertem Kulturkapital und sozialen Netzwerken, Geschlecht und ethnischen Merkmalen abhängt.

Die aktuellen Trends sprechen also kaum dafür, dass die moderne Arbeitswelt einen weiteren Gerechtigkeitsschub ermöglicht. Im Gegenteil: Die prekären Arbeitsverhältnisse, die marktverzerrende Protektion bestimmter Erwerbstätigengruppen sowie leistungsfremde Kriterien bei Einstellung, Entlöhnung und Beförderung werden trotz öffentlicher Chancengleichheitsrhetorik eher an Bedeutung gewinnen. Zudem spricht der politische Zeitgeist gegen das ambitiöse Anliegen, sozialstrukturell handicapierten Erwerbstätigen per garantiertem Grundeinkommen die Chance zu bieten, als ungerecht empfundenen Arbeitsverhältnissen zu entfliehen. *Michael Nollert*

Michael Nollert ist Privatdozent für Soziologie an der Universität Zürich sowie Professor an der Universität Fribourg.

Literatur: Budowski Monica, Nollert Michael (Hrsg.): Soziale Gerechtigkeiten. Zürich 2009. Kutzner Stefan, Nollert Michael, Bonvin Jean-Michel (Hrsg.): Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik. Zürich 2009.

Blick von aussen

«Ein Gespräch kann in einer arrangierten Ehe enden»

Lawrence Rajendran ist seit kurzem Assistenzprofessor für System- und Zellbiologie der Neurodegeneration. Im Folgenden schildert der Inder seine Eindrücke und wundert sich über die Reserviertheit der Zürcher.

Bild: Frank Brüderli

Keine Menschenmassen wie in Madras: Lawrence Rajendran (34) in Zürich.

Zürich und die Schweiz sind einem durchschnittlichen Inder, der tagtäglich mit Bollywood-Produktionen überschüttet wird, nicht unbekannt. Die Alpen mit einer hellhäutigen indischen Heldin, die im Minirock den schnurrbärtigen indischen Helden im Pelzmantel umtanzt, ist ein Anblick, den man in Indien gut kennt.

Dass die Liste der «lebenswertesten Städte» regelmässig von europäischen Städten angeführt wird, überrascht nicht wirklich, besonders wenn man aus einem Land wie Indien kommt. Die weitverbreitete Meinung lautet dort: Je weiter westlich, desto höher die Lebensqualität. Wenn man in Zürich lebt, einer Stadt, die fast jährlich den Spitzenplatz in der Liste einnimmt, versteht man den Grund dafür: Neben einer fünfstufigen Treppe gibt es einen Miniaufzug für Behinderte. Schilder und Trinkwasser findet man überall entlang der Wanderwege. Und ein um wenige Minuten verspäteter Zug wird ausführlich entschuldigt.

Ich lebe nun seit fünf Monaten hier, und jeder Tag ist auf eine interessante Art etwas anders. Ein wissenschaftliches Labor einzurichten ist nicht wenig anstrengend, es erfordert viel Aufmerksamkeit und Zeit. Trotz allem: Für jemanden, der aus einer Stadt mit etwas über acht Millionen Einwohnern kommt, wo die farbenfrohen Massen einen mit sich durch die Strassen reissen, erscheint Zürich ruhig und friedlich. Vielleicht ein wenig zu friedlich. So anders als zu Hause. Einmal in einem überfüllten Bus in Madras hat jemand plötzlich mein Handgelenk gegriffen, auf meine Armbanduhr geschaut und dann meinen Arm abrupt fallengelassen, so als ob er die letzten zwanzig Sekunden ihm gehört hätte.

Aufforderung zum Plaudern

Solch eine direkte, fast despektierliche Vertraulichkeit ist in Indien allgegenwärtig. Aber man gewöhnt sich daran und lernt sie schätzen. Überall begegnet man Menschen, die einem völlig fremd sind und trotzdem völlig wahllos ein Gespräch anfangen, sei es in der Teestube oder an der Bushaltestelle – ein Gespräch, das in der arrangierten Ehe des Sohnes und der Tochter enden kann. Hier im Westen ist es etwas anders. Ich musste lachen, als ich die Plakataktion «Ihr Nachbar würde gerne mit Ihnen plaudern» sah. Ich habe mich immer gefragt, wie die Züricher mit ihren iPhones und iPods im Ohr und den Augen auf «20 Minuten» ihre Umgebung wahrnehmen können.

Zürich ist so hübsch, so interessant, ich wünschte, ich hätte mehr Zeit, um die Stadt voll zu geniessen. *Lawrence Rajendran*

Letztes

Herbstdepression

«Lass dir Zeit, ich les' noch den Artikel zu Ende.» Doch der Versuch, meine Sonntagmorgenlektüre zu verlängern, scheitert an der Entschlossenheit meiner Herzdame. «Ich bin schon lange bereit. Trenn' dich von deiner Zeitung, wir machen jetzt unseren Antidepressions-Spaziergang.»

«Ich les' noch schnell die Wetterprognose.» Unvorbereitet verlasse ich nicht das Haus. «Schau' einfach aus dem Fenster: Das Helle ist die Sonne, das Blaue der Himmel – es ist schönstes Wetter», entgegnet meine Meteorologin.

Zweifelnd zeige ich ins Blaue: «Da hat's Wolken.» «Das sind Flecken auf unserer Fensterscheibe. Die braucht eine Reinigung – und du bald eine Brille.»

Widerwillig raffe ich mich auf und schlüpfe aus dem Pyjama in Spaziergangskleidung – passend zur Jahreszeit in Herbstfarben. Meine Stilberaterin schätzt dies nur mässig: «Blau steht dir besser. Ausserdem solltest du deinen fortschreitenden Verfall nicht auch noch betonen.»

Entsetzt suche ich im Spiegel nach Altersindizien. «Das war nur ein Witz. Wenn du grade stehst, siehst du jung aus – für dein Alter», schmeichelt mir meine Depressionsbekämpferin – und motiviert mich zum Aufbruch: «Nimm' doch deine Zeitung mit.»

Nach längerem Schreiten durch herbstliche Farben setzen wir uns auf eine Parkbank. Meine Herzdame geniesst die Aussicht, ich meine Lektüre.

«Da steht auch was über Herbstdepressionen», halte ich sie auf dem Laufenden. «Und was empfehlen sie dagegen?» fragt sie interessiert. «Spaziergänge.»

Thomas Poppenwimmer